Die Mennonitische Rundschau

1877 — Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. — 1937

60. Jahrgang. — Winnipeg, Man., den 20. Januar 1937. — Nummer 3.

Das Mennovolk.

Kennst du das, das winzig kleine,
Das bald sich hier, bald dort befind't?
Kein Vaterland nennt es das seine,
Unstät ist dieses Wanderskind.
Zum Glauben seiner Väter fest es
steht,
Obgleich es koste Blut und Leben;
Ob Gut und Reichtum untergeht,
Ihn reut es nicht, ein Sporn ist's
in seinem Streben.

O, großer Gott! Der Du dies Men-
novölklein
Einsam auf diese Erd' gesetzt,
Daß es möcht einzig Deinem Dienst
sich weih'n;
Gib Du aus dieser Gnadenfülle Dein,
Die Kraft, daß jedes seiner Zahl zum
letzten,
Ein rechtes Mennokind möcht sein!

Jack.

Das Johannes-Evangelium.

In den nächsten drei Monaten werden wir in unseren Sonntagsschulen, wo die internationalen Lektionen verhandelt werden, wie wohl in den meisten unserer Gemeinden, das Johannes-Evangelium betrachten, das heißt, die Lektionen sind diesem Buche entnommen. Das wird uns nun Gelegenheit bieten, mit diesem Buche mit dem Schreiber und mit dem Herrn der Herrlichkeit, voller Gnade und Wahrheit, näher bekannt zu werden.

Es möchte den Lesern wert sein, einen Blick auf das Buch zu tun beim Anfang unserer Studien.

Wenn Missionen im Heidenlande eröffnet werden, fangen Missionare beim Lehren des heiligen Wortes, und bei Uebersetzungen gewöhnlich, ja wohl fast ohne Ausnahme, bei diesem Buche an. Weshalb? Johannes fängt eben beim Anfang an, und seine Sprache ist leicht. Im Blick auf den Wortschatz, das heißt, Zahl der Wörter, welchen er benutzt, soll Johannes der Aermste sein. Er verstand also mit wenigen Worten viel, im letzten Falle, alles zu sagen, was zum Weg der Seligkeit notwendig ist.

Im Blick auf den Schreiber dieses Buches möchten wir sagen, daß er der Lieblingsjünger Jesu war und als solcher auch die Achtung und Liebe aller Kinder Gottes gefunden. Er nennt sich zwar selber nicht bei Namen, aber aus dem Zusammenhang und aus der Beschreibung des Schreibers ist klar zu erkennen, daß Johannes der Schreiber war. Er nennt sich sechsmal den Jünger, welchen Jesus lieb hatte. Siehe Joh. 13, 23; 19, 26; 20, 2; 21, 7; 20, 24. In den Episteln und auch in der Offb. Joh. nennt er sich öfters so. Johannes ist uns als Jünger mehr bekannt. Sein Vater hieß Zebädeus, seine Mutter war die fromme Salome. Siehe Luk. 8, 3; 23, 55 und Markus 16, 1. Sein Bruder Jakobus und Petrus und er wurden vom Heiland bevorzugt, Augenzeugen der Auferweckung des Jairus Töchterleins zu sein, dann auch Augenzeugen der Verklärung, und zuletzt nahm der Heiland diese Jünger näher zu sich in den Garten Gethsemane. Ob in dieser Zeit der Herr Jesus sich auch im Kreise einiger frommen Seelen mehr offenbaren und verherrlichen kann, als im Kreise vieler, mehr oberflächlichen Seelen? O, diese enge Gemeinschaft der Heiligen, wenn auch klein im Blick auf die Zahl, wie wertvoll ist sie aber. Dort werden Seelen eingestellt für die Jesusdienste. Johannes Bruder, der Jakobus, war einer der ersten Märtyrer. Siehe Apg. 12. Welchen Eindruck oder welche Wirkung mag auch dieses auf Johannes gemacht haben. Es trug entschieden dazu bei, daß Johannes würdig wurde für die Leiden, welche er noch zu erdulden hatte. Johannes schrieb noch die drei Briefe und zuletzt das letzte Buch der Bibel. Sollten wir die Wahl haben, und könnten wir uns das Wesen eines Menschen wählen können, dann würden gewiß viele wollen ein Johannes sein. Sein Bild wird uns vor Augen treten, wenn wir seine Bücher mit Lernbegierde studieren werden. Es ist in Wirklichkeit eine Sünde, daß viele Menschen es so leicht nehmen mit dem Studium der Lektionen, ja, so oft zur Betrachtung zu spät kommen und in der Klasse garnicht bei der Sache sind. Mit tiefem Weh sieht man solchen Mangel an Hunger nach den Heilswahrheiten.

Was war die Absicht des Schreibers bei dem Schreiben dieses Buches? Er hat es uns mit klaren Worten gesagt oder aufgeschrieben. Joh. 20, 30—31. „Auch viele andere Zeichen tat Jesus vor seinen Jüngern, die nicht geschrieben sind in diesem Buch. Diese aber sind geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen."

Im nächsten Schriftstück möchten wir versuchen, einen Blick auf den Inhalt des Buches zu tun.

Grüßend

N. N. Hiebert.

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!"

(Hiob 19, 25)

Mel.: „Mein Glaube fest sich bauen kann. . ."

Warum der Feind so tobt und
schnaubt,
Ist, weil mein Herz an Jesus glaubt.
Doch, ob er auch sein Haupt erhebt,
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!

Doch was von Herzen mich betrübt,
Ist, daß ich Ihn nicht mehr geliebt.
Vergib, o Gott, wo noch mein Schritt
Im Wandel strauchelte und glitt!

Wenn Satans Macht uns ganz um-
ringt
Und stark ins Heer der Heil'gen
dringt,
Mit falschen Brüdern Netze webt —
Dann freu'n wir uns, daß Jesus
lebt.

Und tritt der Feind ins Lager ein
Als Prediger und Priester fein,
Der Gottes Boten Gruben gräbt —
Sind wir getrost, denn Jesus lebt.

Ob mancher so das Recht auch
beugt
Und feige sich vor Menschen neigt,
Bis Blut an seinen Händen klebt —
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.

Ganz gleich, wie Satans Donner
blitzt,
Wo man am Tische Jesu sitzt
Und dort im Glauben Ihn genießt,
Bis Freud' im Herzen überfließt.

Und ist um Trost uns dennoch
bang,
Und scheint die Prüfungszeit zu lang,
So bleibt's doch fest: Die Wahrheit
strebt
Empor zu Gott, wo Jesus lebt.

Und grollen Wolken des Gerichts,
So fürchtet doch mein Herze nichts;
Ob auch die ganze Welt erbebt,
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.

Und geht's mit Ihm ins Demuts-
tal,
So hält Er dort mit uns das Mahl,
Bis Er erscheint und uns erhebt
Dorthin, wo Er beim Vater lebt.

O Gotteskinder, seid bereit
Und liebt und wirkt in Einigkeit!
Nur wenn einander ihr vergebt,
Erfreut ihr Den, der für euch lebt.

Doch, wenn einander ihr bekämpft,
Und Gottes Geist betrübt und
dämpft,
Wird Jesus, der einst auferstand,
Von armen Sündern nicht erkannt.

Chor:
Ob Satan auch sein Haupt erhebt,
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.

Joh. J. Neufeld.

1583 W. 65th Ave., Vancouver.

Weihnachtsfreude.

Und der Engel sprach zu ihnen: „Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids." Luk. 2, 19—11.

1. Wer bringt die Freudenbotschaft?

Es ist ein Engel vom Himmel. Jedermann ist für Freude zu haben. Verschieden sind aber die Freuden — es gibt himmlische und irdische Freuden. Hier haben wir eine himmlische Freude. Eine Freude, wie sie der Himmel gibt. Hast du ein Ohr für sie? Ein Engel verkündigt sie. Die himmlische Welt tritt wieder in engste Verbindung mit der Erde. Ein Engel von dort kommt hernieder und spricht holdselige Worte. Ein Engel, der von Gott gesandt ist — wahrscheinlich Gabriel. O Mensch, freue dich! Ein Bote, direkt vom Himmel, der so fern und weit für dich ist, verkündigt Freude. Das ist Weihnachtsfreude. Der Himmel und die Erde verbinden sich wieder miteinander, da sie doch solange, bei 4000 Jahren, getrennt schienen. Hast du ein Ohr für solche Weihnachtsfreude. Die Menschen wollen alles Mögliche versuchen, um auf den Mond zu gelangen. Hier knüpft der Himmel durch einen Engel mit der Erde Verbindung an; welch großartige Weihnachtsfreude. Engel und Erdenbürger treten zu einer Gesellschaft zusammen. Himmel und Erde füreinander. Ja, Engelsbotschaft, du bist uns willkommen!

2. Worin besteht die Weihnachtsfreude? — Nicht in Geschenken allerlei Art, die die Menschen einer dem andern zuschicken. Nicht in den großartigen Mahlzeiten, die in den Weihnachtstagen eingenommen werden. Nicht in den Programmen, die in dieser Zeit gebracht werden, und in denen vielleicht kaum etwas von Weihnachten erwähnt wird. Auch nicht in den schönen Kleidern, die zu Weihnachten beschafft und an den Feiertagen getragen werden. Auch nicht in den Schmucksachen, womit Stuben und Bäume geputzt werden. Endlich auch nicht in den vielen Süßigkeiten und Backwerk, das dann aufgetischt wird. — Nein, Weihnachtsfreuden gehen tiefer und sind viel edlerer Art. Ein Heiland, ein Held, ein Helfer ist uns geboren. Jesus ist vom Himmel gekommen, der alles wieder zurecht bringt, was durch die Sünde verdorben ist u. die Gemeinschaft mit Gott wiederhergestellt, die durch die Sünde der ersten Eltern verloren ging. Darin be-

steht die Weihnachtsfreude. Jesus, unser Heiland, will das verlorene Paradies, wo Heiligkeit und Gerechtigkeit zuhause waren, zurückbringen. Er ist der Held, der den bösen Feind, der Eva verführte, niederwerfen wird und seiner Herrschaft mit allem Elend ein Ende machen wird. Er wird auch die Menschen von allen ihren Sünden erlösen. Die Sündenpein, die schon Adam und Eva empfangen, wird er ihnen abnehmen. Hast du dieselbe noch? O laß sie dir abnehmen. Das ist erst Weihnachtsfreude, wenn du sie los bist.

3. Wem gilt die Weihnachtsfreude? — Sie soll allem Volk widerfahren. Jedermann wird sie hören und kann sie haben. Niemand darf also verloren gehen. Hättest du solche Botschaft erwartet vom Himmel? Nicht wahr, solche Botschaft bringt Freude, nichts geht über rechte Weihnachtsfreude. Niemand darf verloren gehen — keiner; seiner Sünden können nicht zu viel oder zu groß sein. Christus, der Herr, aus der Stadt Davids nimmt sie alle auf sich. Hast du gewagt, sie Ihm zu bringen? Dir gilt die Weihnachtsbotschaft, die Weihnachtsfreude — allem Volk. Jesus Christus ist gekommen auf diese Erde, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Bist du verloren, oder fühlst du dich verloren, oder erkennst du deinen verlorenen Zustand, so kannst du augenblicklich die Weihnachtsfreude erleben, jetzt, während du dieses liesest. Glaube nur! Das ist die einzige Bedingung, und das kannst du, das kann auch ein Kind.

Diese Weihnachtsfreude, diese himmlische Freude geht über alle irdische Freuden. Darum ist's große Freude, wie der Engel sagt. Sie bringt uns den Himmel nahe, verleiht Vergebung der Sünden, und gibt einem jeden ohne Ausnahme. Darum laß allen Weihnachtskram mit all seinen Geschenken, so groß er auch sein mag, dir nur ein Hinweis sein auf die rechte Weihnachtsfreude, und du feierst wahrhaftiglich „fröhliche Weihnachten".

Euer, der die wahre Weihnachtsfreude erlebt,

H. A. Töws.

Mission

Los Angeles, Calif.

Teure Geschwister im Herrn!

„Fürchte dich nicht, Ich bin mit dir; weiche nicht, denn Ich bin dein Gott; Ich stärke dich; Ich helfe dir auch; Ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit." Jes. 41, 10.

An der Jahreswende stehend, blikken wir mit dankerfülltem Herzen auf zu unserm Vater im Himmel. Soweit wir Ihm Gelegenheit gaben im verflossenen Jahre, hat Er Seine Verheißungen an uns erfüllt. Im erwähnten Verse gibt Er uns für die Zukunft einen zwiefachen Rat, mit einer fünffachen Verheißung. Er schenkt immer ein volles Maß ein! Wir sollen nur unerschrocken sein und, wie Er einst zu Josua sagte, weder zur Rechten noch zur Linken von Seinen Geboten abweichen, sondern uns Ihm völlig anvertrauen. Er übernimmt, auch in Zukunft, alles wohl zu machen. In den unsicheren und wechselnden Verhältnissen der Zeit gibt solche Verheißung unsers Gottes, uns, Seinen Kindern, vollkommene Seelenruhe.

Unsern vorigen Bericht von der Arbeit in Indien schrieben wir vor über einem Jahr. In den letzten vier Monaten vor unserer Abreise von Indien war mein lieber Mann viel auf Reisen, in den Dörfern. Auf diesen Reisen wurden 65 Seelen für gläubig erfunden und durch die Taufe der Gemeinde hinzugetan. Oft wandern unsere Gedanken, auch jetzt, von Dorf zu Dorf in Indien, und fürbittend gedenken wir der vielen Gläubigen daselbst. Mit dem Knechte Gottes, Paulus, beten auch wir, „Daß Er euch (ihnen) Kraft gebe nach dem Reichtum Seiner Herrlichkeit, stark zu werden durch Seinen Geist an dem inwendigen Menschen."

Es war am 16. April, als wir in Shamshabad vielen indischen Geschwistern — Vätern, Müttern und Kindern — „Lebewohl" sagten, und nach Secunderabad eilten, wo bei der Bahnstation noch eine weitere Gruppe indischer Geschwister uns zum Abschiede die Hand reichten. Bei solcher Gelegenheit sind die vielen Tränen ein Beweis dafür, daß da ein Band der Liebe ist, das Gottes Kinder verschiedener Rassen verbindet. Die Trennung von den Missionsgeschwistern auf dem Felde war uns besonders schwer, in dem Bewußtsein, daß unser Heimgehen eine bedeutende Vergrößerung ihrer Bürden und Verantwortungen verursachte. Zum Troste bitten wir Euch zu lesen 2. Kor. 9, 8.

Auf der Heimreise hielt der Herr Seine schützende Hand um uns, und brachte uns wohlerhalten am 10. Mai bis Hillsboro, Kansas. Die Freude des Wiedersehens mit unsern lieben Eltern, Heinrich Lohrenz, wie auch mit allen Geschwistern und vielen Verwandten, war groß! Wir danken unserm Vater im Himmel, der, durch Seine große Güte, uns auf dieser Erde noch diese Freude schenkte! Reichlich erquickt wurden wir durch Gottes Wort und durch die lieblichen Gesänge auf Missionsfesten und in Versammlungen. Wir wurden „getröstet durch den Glauben, den wir untereinander haben."

Es war unser Vorrecht, am 7. Juni auf dem Ordinationsfeste der Geschw. A. A. Unruh, zu Winkler, Man., zugegen zu sein. Wir danken dem Herrn, daß sie und Geschw. J. A. Wiebe sich jetzt auf dem Wege zur Arbeit in Indien befinden. Der Herr schütze, stärke und segne sie alle!

Gerne wären wir damals in Manitoba noch den Einladungen der Gemeinden gefolgt, doch fühlten wir zu der Zeit das Bedürfnis nach etwas Ruhe, und es trieb uns auch zu den Eltern bei Beaver Flat, Sask. Am 9. Juni erreichten wir glücklich das Heim unserer Eltern, Peter A. Klaassen. Wir danken dem Herrn, daß Er unsere Eltern und uns, als große Familie, gnädiglich erhalten. Wie viel das für uns alle bedeutet, läßt sich nicht in Worten ausdrücken. Wenn man dann noch erst näher bekannt wird mit allem, das der Herr an den Einzelnen der Angehörigen getan, so fließt auch in nächtlicher Stunde manche Träne des Dankes für Gottes Erbarmen.

Der Anblick der großen Versammlungen am Festsonntage der nördlichen Distrikt-Konferenz, welche am 4. Juli zu Waldheim, Sask., zusammentrat, war schon ein Segen; und dann noch zu bedenken, daß wir alle eines Glaubens sind, ergreift das Herz mächtiglich! Durch Gottes Wort und durch die Gemeinschaft mit den Geschwistern wurden wir getröstet und erquickt. Nach der Konferenz war es uns vergönnt, in den einzelnen Gemeinden des Rosthern Kreises etwas von des Herrn Werk in Indien mitzuteilen. In erster Linie ist es die Liebe Jesu, die alle Gläubigen verbindet. Weiter ist es auch das gemeinsame Interesse an Seinem Werk und der gemeinsame Anteil daran. Mit vielen Geschwistern durften wir uns der treuen Führungen unseres Gottes erinnern und Ihm danken, in Sonderheit auch mit vielen, von Rußland herübergekommenen Geschwistern. Wir denken öfters an Euch, teure Geschwister, dort im hohen Norden, bis Mullingar, Glenbush, Fairholme und Maidstone hinaus, und möchten Euch Phil. 4, 19 zurufen.

Im Herbert-Kreise konnten wir die Mitteilungen von der Arbeit nicht beendigen, indem die Ernte dieses Jahr früh einsetzte. Der Herr leitete uns aber, am 8. Aug. in Saskatoon meinen Kropf (Thyroid) entfernen zu lassen. Diese schwere Operation wurde, mit Gottes Hilfe, von dem geschickten Arzte, Dr. W. P. Neufeld vollzogen. Viele Geschwister in der Bethania-Gemeinde zu Turnhill und solche in Saskatoon, die davon wußten, beteten ernstlich zum Herrn, und Er hat erhört und geholfen. Ihm gebührt Ehre und Anbetung!

Ueber Montana führte unser Weg, anfangs Sept., zurück nach Kansas, und von dort zur mittleren Distrikt-Konferenz, welche am 3. Okt. zu Mountain Lake, Minn., tagte. Auch hier trafen wir viele teure Geschwister, die sich reichlich beteiligten an des Herrn Werk in Indien. Es gefiel dem Herrn, dieser Konferenz ein tiefes, innerliches Gebeugtsein der Herzen vor Ihm zu schenken. Das war Gnade vom Herrn! Er helfe uns in dieser Herzensstellung weiterzuarbeiten!

Auf der südlichen Distrikt-Konferenz zu Fairview, Okla., merkten wir mit Freuden, daß wohl in jedem Gebete auch der Geschwister auf den äußeren Missionsfeldern gedacht wurde. Es gibt Zeiten auf dem Felde, wo sich die Geschwister sehr allein fühlen. Wenn man dann zwischenein solche Fürbitte vernimmt, so wird man ermutigt. Wir möchten daraus schließen, daß auch von allen Geschwistern diese Fürbitte im Kämmerlein gepflegt wird.

Weiter schätzen wir es als ein Vorrecht, auf unserer Bundeskonferenz zu Reedley, Calif., zugegen gewesen zu sein. Dem Herrn sei Dank für Seine Hilfe und für Seinen Segen! Mit Freuden vernahmen wir das rege Missionsinteresse. Wir danken dem Herrn auch für weitere offene Türen in Indien. Unser Gebet ist nun: „Herr, sende Arbeiter in Deine Ernte!" Im Geiste sehen wir, daß es dann möglich werden dürfte, für uns alle dort, mehr intensiv zu wirken, also mehr persönliche Arbeit zu tun, beides unter den Gläubigen, die der Befestigung bedürfen, und auch unter den Heiden. Alle Geschwister haben das Verlangen, daß die Qualität ihres Dienstes auf dem Felde nicht sollte leiden, der großen Quantität halber. Der Herr Jesus hat uns auch hierin ein Vorbild hinterlassen.

Allen Geschwistern, bei denen wir eingekehrt sind, möchten wir herzlich danken für ihre freundliche Aufnahme! Der Herr vergelte Euch jeden Liebesdienst, den Ihr an uns erwiesen! Zur Zeit befinden wir uns hier in Los Angeles und sind froh, daß unsere Gemeinde hier auch vertreten ist. Unser Wunsch wäre, daß all „die Unsern" hier zusammengebracht könnten werden. Wir durften auch hier mit der anerkennungswerten Missionsarbeit der westlichen Distrikt-Konferenz bekannt werden. Unsere Herzen sind auf dem Missionsfelde in Indien, und wir blicken auf zum Herrn für weitere Ausrüstung und empfehlen uns Eurer ferneren Fürbitte.

Eure Geschwister im Herrn

Maria und J. H. Lohrenz.
4041½ Halldale Ave.,
Los Angeles, Calif.

Korrespondenzen

Neujahrsbrief 1937.

Glückauf zum „Neuen Jahr"!

An der Wende des Jahres geziemt sich ein kurzer Halt. Wozu? Zu einer Rückschau, einer Ausschau, einer Umschau und einer Aufschau! — Rückschau nach dem, was hinter uns liegt, Ausschau nach dem, was nun kommt, Umschau nach denen, die mit uns wandern und wirken, Aufschau nach den Bergen, von wannen uns Hilfe kommt!

Was zeigt die Rückschau? Unser gutes Wollen, aber schwaches Wirken, unser Straucheln und Fallen, und des großen Gottes Erbarmen! Sind wir im letzten Jahre wohl weiter gekommen in der Selbstzucht und in der Pflichterfüllung — unser Volk aber in der nationalen und volkswirtschaftlichen Entwicklung? Jeder einzelne schlage an seine Brust und gebe sich und seinem Gott die Antwort! Findet er ein Ja, so danke er dem Helfer droben, poche aber nicht auf sein Verdienst und seine Würdigkeit.

Und nun zur Ausschau in die Zukunft! Dasselbe Bild, nur die Farben ein wenig anders gemischt. Dieselben Mächte werden tätig, dieselben Hemmnisse uns entgegen sein. Rennen und Ringen der Kräfte, der guten und bösen, nach Glück und Erfolg wird auch die 865 Tage des neu-

en Jahres ausfüllen. Wieder wird unser Herz das entscheidende Schlachtfeld sein. Wieder wird das Leben ein Wechsel zwischen Erfolgen und Mißerfolgen, zwischen Siegen und Unterliegen, zwischen Fallen und Aufstehen sein. Wieder wird bei allem Irren und Fehlen der stille, stete Zug der göttlichen Liebe und Wahrheit in Jesus unter der Mitwirkung des H. Geistes viele zu wahrem Glück und stillem Herzensfrieden führen oder doch die Sehnsucht danach in ihnen wach erhalten. Selig, wer diesen Zug versteht und ihm folgt! Der wird gewisse Tritte tun und sicher an das Ziel gelangen, nicht nur des Jahres, sondern des Lebens.

Und nun die Umschau nach Bundes- und Kampfesgenossen! Ohne Bundesgenossen wird selten ein Kamp gewagt. Gewinnung guter Bundesgenossen ist sogar ein Hauptziel der hohen Politik. Zusammenschluß verwandter Kräfte zu Genossenschaften ist die Lösung des Tages. Sie gilt auch für die Gotteskämpfer in Sonderheit. Kinder, Eltern, seht euch nach guten Wandergesellen um. Wer hätte nicht das Verlangen beim Antritt einer neuen Jahreswende? Je tüchtiger und zuverlässiger die Bundesgenossen sind, desto wichtiger und wertvoller ist das Bündnis. Schau und vertrau, aber nicht dir, sondern deinem Gott, und dann folge! Bekämpfe dein Ich, aber diene dem Nächsten, dann wirst du andere beglücken und dein eigenes Glück bauen. Das Glück ist kein Würfelspiel, wie manche meinen, sondern ein Kampfpreis. Sich überwinden, andern dienen in der Macht Seiner Stärke und so Seelenfrieden und Herzensfreude gewinnen — das ist Glück. Und dieses Glück sei auch der Kampf- und Siegespreis im neuen Jahre! Wohlgemerkt: „So jemand auch kämpft, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht." (2. Tim. 2, 5.)

Zuletzt noch ein Wort über den Aufblick zu dem höchsten Helfer! Der Alltag und seine Pflichten, die Sorge und ihre Schwestern, die Gewohnheit und ihre einschläfernden Wirkungen trüben oft den Blick, lähmen die Kraft und töten die Freudigkeit. Selbst ein Elias wurde matt und müde und seufzte: „Es ist genug, o Herr, nimm meine Seele von mir!"

In solchen Stunden und Lagen brauchen wir frisches Oel auf die Lampe, damit die Flamme nicht verlösche. Woher es aber nehmen? Von dem Urquell aller guten Gaben! Im täglichen Aufblick zu Ihm werden wir gewinnen, was wir brauchen: Licht für das Auge, Trost für das Herz, Mut zur Arbeit und Kraft zum Dienst. Deshalb: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt." (Ps. 121, 1.)

„Rückwärts die Blicke mit Danken und Loben,
Aufwärts die Herzen zum Himmel erhoben,
Vorwärts in Hoffnung durch Freud und in Leid,
Zielwärts zur seligen Ewigkeit."

W. J. Peters.

Chortitz, Man.

Der Gernegroß.

So lange wir noch in Rußland waren, dachten wir an weiter nichts, als ans Auswandern. Die Frage: „Was dann?" kam garnicht in Betracht — raus wollten wir. Und um diesen einen Gedanken zu verwirklichen, setzten wir unser Leben gerne aufs Spiel. Handelte es sich doch um das Sein oder Nichtsein unseres ganzen Volkes; um unsere Lieben vor Schande, Schmutz und Untergang zu schützen. Wie dort, so auch hier, kam eine volle Einigkeit zustande, und wie im Traum kamen wir nach Canada, wo Ruhe, Friede und normale Zustände an der Tagesordnung waren. Wir wurden aufs herzlichste aufgenommen, gut versorgt, mit Umständen und Verhältnissen vertraut gemacht, und dann auf Land gebracht. Mit doppeltem Eifer versuchten wir die tägliche Arbeit zu überwältigen, um uns Kredit, Zuvertrauen und ein eigenes Stück Brot zu erwerben, und — es geschah also.

Dann kamen bessere Zeiten. Wir versuchten uns selbständig zu machen, entweder auf dem Lande oder in der Stadt. Wir kauften uns Radios, Automobile, Gramophone — bauten Kirchen und Hospitäler, gründeten unsere eigene Zeitung und verschiedene andere Organisationen zum irdischen und geistigen Wiederaufbau unseres Volkes. Und siehe — es war alles sehr gut.

Unsere Zeitungen füllten sich mit wunderschönen Erzählungen aus längst vergangenen Zeiten, und als Wohlgeborgene liebten wir es nur zu gerne, mit dem Ausdruck zu prahlen: „Es war einmal". — Unsere Gottesfürchtigen Vordermänner baten immer wieder, mahnten ohne Unterlaß, und warnten mit dem Turmbau zu Babel, aber, o Weh! Die großen Geister vieler Unberufenen waren ins Fahrwasser gekommen und nicht mehr zum Schweigen zu bringen: die Wehrlosigkeit mußte bestritten werden, unsere Abstammung bezweifelt und verdunkelt, ja, so hoch erhaben wähnten wir uns schon, daß wir anfingen zu glauben, einen „Mennostaat" gründen zu müssen. . . Probleme über Probleme. . . . Einfach zu schön, um wahr zu sein! — Was aber vergaßen wir bei all diesem Jagen und Treiben nach Ehre, Selbstsucht und irdischen Gütern? Wir vergaßen ein sehr einfaches Problem, das aber über alle unlösbaren Probleme steht, und das ist die Reiseschuld. Das Rettungsseil eines gläubigen Volkes. Ueber Leben und Tod brachten wir als Christen die Auswanderung zustande, und durch Tod zum Leben sollte diese Schuld auch abgetragen werden! Was aber geschieht? Um unser Gewissen zu beruhigen, tragen wir die Reiseschuld ins Grab der Vergessenheit, pflanzen Dornen und Disteln darauf, um ernste Nachdenker von dem Grabe fern zu halten, und um zu beweisen, daß wir ein Recht hatten, so zu handeln, verleugnen wir öffentlich, daß die Reiseschuld eine Ehrenschuld ist, und behaupten unverschämterweise, daß es eine Ausbeutung war, um gewisse Personen zu bereichern; daß der gesetzliche Termin dieser Schuld längst abgelaufen ist, und daß uns niemand mehr etwas anhaben kann . . . Wie traurig — wie unaussprechlich traurig. Während das Blut unserer zurückgebliebenen Geschwister zu Gott schreit, treten wir als schon Gerettete unser Rettungsmittel bewußt in den Kot. — In der Kirche aber singen wir fromm und andächtig: „Werft ihm das Seil zu! Werft ihm das Seil zu! Ehe dein Bruder versinkt..."

Wenn alle gezahlt hätten, die da zahlen konnten (denn um diese allein handelt es sich ja nur), so währe es wahrlich nicht mehr notwendig, über die Reiseschuld zu sprechen. Jetzt aber müssen wir Immigranten uns doch schuldbewußt eingestehen: Wir wollten nicht. Und wer ist der Erbe dieser Schuld? — Wir alle, denn eine solidarische Verpflichtung schließt niemand aus. Es gibt hier keine Ausnahme. Die Reiseschuld muß bezahlt werden! Warum soll ich denn stillschweigend zusehen, wie mancher tausende Buschel Getreide für sich verbraucht und nichts an die Board schickt, auch nicht einmal 5 Cents für die Geisteskranken hat? Oder wie ein anderer Ausruf macht, alles verkauft, und mit mehrere Tausend Dollar unseren Ort verläßt, ohne auch nur an die Reiseschuld zu denken.

„Seit niemandem etwas schuldig!" so heißt es in der Schrift, und kommt auch der Segen von oben, muß doch das Werk den Meister loben. Zahlen ist eine Arbeit, bezahlte Arbeit ein Werk. Vom Ueberfluß wird niemand seine Schulden bezahlen! Dieses ist ein trügerisches Lied lügenhafter Zungen, um böswillige Nichtzahler einzuschläfern. Vom Wenigen muß gezahlt werden, und das nicht morgen, sondern heute! Wir sind nun einmal alle verantwortlich und sollten wir uns auch alle bemühen, die Reiseschuldfrage beizeiten zu regeln, denn wenn wir erst gezwungen werden, auch noch des Nachbars Schuld zu bezahlen, so wird es zu persönlichen Ausschreitungen kommen, die wahrlich keinem Mennoniten Ehre machen werden.

Und nun noch ein Wort an all die großen Geister, die die Reiseschuld durch phantastische Probleme und ungerechte Behauptungen zu untergraben suchen:

Satt und trocken ist der Immigrant
In dem schönen, stillen Land,
Und denkt: „Ei, ei, ich bin nicht mehr klein,
Ich kann ein großer Herr schon sein!
Ich kann schwere Probleme lösen,
Scheidet das Gute von dem Bösen."
Und merkt es nicht, der große Tropf,
Das tief in Schulden steckt sein Kopf.
Daß höher als persönliche Suld
Steht unser aller Reiseschuld!"

John J. Wall.

Yarrow, B. C.

Ein Sprichwort sagt: „Geteilter Schmerz ist halber Schmerz; geteilte Freude ist doppelte Freude." Und ich möchte von Freuden berichten.

Wenn man eine große Familie zu ernähren hat, und nur vom Ausschaffen abhängig ist, und dann noch 2 Fälle hat, wo das Hausmütterchen ins Bett muß, und sogar an den Rand des Todes, und dann durch Gottes wunderbare Führungen alles wohl wird, so ist das eine erlebte Freude, die man nicht abzudanken vermag. Gegenwärtig sind wir alle so weit gesund, haben Kleider und Nahrung und ein Obdach, und sind von Herzen dankbar.

Von Alexander dem Großen wird gesagt: „Er kam, sah und siegte." So ging es mit unsedem Papa Isaak Wiebe von Manitou, Man. Er kam, sah und kaufte ein Stück Land hier bei Yarrow. Die Wiedersehensfreude war groß nach 9jähriger Trennung, und noch größer war die Freude zwischen ihm und seinem Schwager, Br. Johann Stobbe, sie hatten sich 25 Jahre nicht gesehen. Im Herbst, zum Hopfenpflücken, kam noch die Mutter und die Geschwister, und die Freude war vollkommen. Mit den Worten: „Hat es der Herr wirklich so geführt, daß wir uns wiedersehen dürfen", begrüßten sich die beiden Geschwister nach 25 Jahren— der erwähnte Br. Joh. Stobbe und unsere Mama, seine Schwester.

Muß noch berichten, daß Mama hier sehr gesund ist. In Manitoba litt sie an Atemnot, und mußte täglich Arznei trinken, und hier ist sie bis jetzt schön gesund, ohne Arznei; sie kann lange Strecken gehen ohne Atemnot zu haben.

Und noch eine Freude. Ausgangs September kamen unsere Geschwister Jacob Harders (meine Schwester) hier an, von Saskatoon. 12 Jahre hatten wir uns schon nicht gesehen. Wir verließen sie in Rußland; sie waren damals Brautleute, und jetzt haben sie schon 3 Kinder.

Im übrigen geht es hier in Yarrow seinen Gang — Leute sterben und Kinder werden geboren.

Noch einen Gruß an alle Bekannten

Maria und Gerh. Fast.

Glück auf!

„Glück auf!", ihr Brüder, denn ohne Reibung gibt's auch keine Leuchte, und so hoffe ich bestimmt, daß auch mein „Ausweg" eine Zukunft vor sich hat.

Werde auf diesem Wege versuchen, all die Fragen zu beantworten, die mir persönlich inbezug des vorgeschlagenen Projektes zugegangen sind.

—: Unter Krankenhaus meinte ich eine Anstalt für uns. Geisteskranken, denn die 5 Cent-Steuer wird ja nur zu diesem Zwecke erhoben.

—: Nein, habe meine Reiseschuld, Gott sei Dank, abzahlen dürfen, fühle mich aber verpflichtet, an dem allgemeinen Joch zu ziehen, bis das letzte Cent bezahlt sein wird.

—: Ja, gewiß glaube ich an die Durchführbarkeit dieses Projektes, sonst hätte ich den Vorschlag überhaupt nicht gemacht. Ein ähnlicher Club besteht seid 5 Jahren in York-

ton, Sask., hat 2500 Mitglieder; Todesfälle gehabt 46; den Hinterbliebenen ausbezahlt $115,000.00; bar an Hand $38,000.00. Doch bleiben wir lieber zu Hause! Wir würden gewiß staunen, wenn wir feststellen könnten, wie viele aus unserem Volke den verschiedenen Versicherungen beigetreten sind, dann aber ihr Eintrittsgeld und die erste, vielleicht sogar auch noch die zweite Anzahlung verloren gegangen sind, weil die Summe zu hoch war, um auch weiterhin bezahlt werden zu können. Weiter — wir haben unter uns selbst schon viele Unterstützungsvereine ins Leben gerufen, aber mit was für Schwierigkeiten muß da nicht gekämpft werden — und warum? Weil es immer nur einzelne sind, die sich daran beteiligen, weil die anderen Auswärtigen bereits schon gebunden sind. Warum nicht lieber all diese Unkosten zusammenraffen und in den Schmelztiegel tun, um ein einzig dastehendes „Mennonitisches Hilfswerk" zu formen, daran sich ein jeder ohne Verlust beteiligen kann. Darum Glück auf!

—: Natürlich müßte die Board diesem Werk vorstehen.

—: Ich weiß nicht, wer dieses Werk ins Leben rufen wird, werde aber versuchen, diesbezüglich im Nachstehenden einen Vorschlag zu machen.

—: Nein, mein Freund, der „Ausweg" hat nichts geschäftliches, auch nichts persönliches an sich. Es ist rein sachlich zusammengefaßt worden und wartet auf den ehrlichen Meister. Erst meißeln, dann formen. Ich lade dazu ein. Glück auf!

—: Wie ich auf diesen Gedanken gekommen bin? Nun, sehr einfach. Ich habe meine Reiseschuld schon einmal bezahlt, bin solidarisch aber verpflichtet, seinerzeit auch noch meines Nachbars Schuld zu bezahlen, der es gegenwärtig vorzieht, in einer Ford V8 mit 75 Meilen Geschwindigkeit der Reiseschuld auszuweichen, anstatt das Geld dieses Aufwandes der Board zu schicken.

Wirklich Grund genug, damit wir rechtzeitig etwas unternehmen, um uns später nicht in den Haaren zu liegen.

—: Liebe „Leserin", ich habe alle Achtung für Sie, denn Sie haben als Witwe etwas zustande gebracht, das viele Starken beschämen müßte. Aber an dem Alter der Mitglieder möchte ich vorläufig doch nichts ändern, denn das Projekt ist ein absolut gleichberechtigtes Unternehmen. Es hat keinen Vorteil für den Reichen und keinen Nachteil für den Armen. Ein jedes Mitglied versorgt „seine" Familie mit $2000.00, während der Ueberschuß für allgemeine Zwecke bestimmt ist. Uebrigens haben wir Männer noch vieles von Ihnen zu lernen, denn: „Kommt der Segen auch von oben, muß doch die Tat den Meister loben."

Zum Schluß mache ich folgenden Vorschlag: Br. Neufeld bringt (ich bitte freundlichst darum) beide Artikel. Zuerst den „Gernegroß" und in derselben Nummer auch „Ein Ausweg". Es wird sich dann unbedingt entscheiden, ob wir das Projekt ins Leben rufen, oder zu Grabe tragen.

Der „Bote" wird ebenfalls gebeten, alle drei Artikel der Reihenfolge nach zu veröffentlichen, damit wir uns alle daran beteiligen können, sei es für oder wider.

Da wir nichts riskieren und auch an keine Unkosten gebunden sind, könnte eine jede Provinz es sofort mit einer Stichprobe versuchen, wozu wir fünf leitende Personen brauchen. Entschuldigt, bitte, wenn ich etwas eigenmächtig handle. Es ist ja gut gemeint und kann geändert werden. Für die Provinz:
B. C.: J. H. Janzen, Vancouver;
Alberta: B. B. Janz, Coaldale;
Saskatchewan: G. Töws, Saskatoon;
Manitoba: C. F. Klassen, Winnipeg;
Ontario: B. B. Wiens, Waterloo.

Genannte Personen könnten mit Hilfe der Distriktmänner anfangen, unter denen im „Ausweg" angeführten Bedingungen Mitglieder aufzunehmen. Namenlisten und Gelder müßten periodisch nach Rosthern überwiesen und in den Zeitungen veröffentlicht werden.

Im Falle eines Erfolges müßte der ganze Apparat mit allem, was drum und dran ist, dem Finanzkomitee der Board unterstellt werden. Um Mißverständnisse betreffs der Verwaltung vorzubeugen, könnten durch öffentliche Wahlen zwei Arbeiter gewählt werden: einer von den Einheimischen und einer von den Eingewanderten. Der dritte müßte von der Board ernannt werden. Glück auf!

John J. Wall
Bank. End, Sask.

Praktische Fragen.

B. H. Unruh-Karlsruhe.

7.

Herr Franz Dick hat in seinem Beitrag Nr. 10, 1936 („Go slow") sich nicht bloß, wie auch die Herren Oskar Hamm, G. Töws, A. P. Klassen, „Einer der Dränger" u. a. zum Methodischen unseres Gesprächs geäußert, sondern hat uns ein historisches Dokument darüber geliefert, wie die Herkunftsfrage unsre aufrichtigen Menschen gequält hat und noch quält. Gerade dieser Aufsatz hat mich dazu bewogen, in dieser Artikelserie so eingehend wie möglich diese Frage zu behandeln. Ich hoffe, daß daraus einige Klärung gekommen ist. Sie wird noch weiter gedeihen. In einem 5., 6. und 7. Aufsatz meiner „Vorfragen" habe ich weiteres wissenschaftliches Material beigebracht, das mehr Licht ins Dunkel tragen kann. Ich danke Freund Dick besonders auch für die Aufzählung der ihm vorgelegenen Unterlagen, die er näher beschrieben hat. Die Eingabe, die in dem Artikel erwähnt ist, scheint mit jenem Entwurf sich zu decken, den die Ohrloffer Dorfsversammlung nach dem zuverlässigen Bericht von meinem Vetter so entrüstet abgelehnt hatte, wie auch sonst die Mennonitendörfer. Die Unterlagen, auf die Herr Dick außerdem noch hinweist, werden auch in dem mir vorliegenden Material erwähnt, aber leider nicht näher zitiert. Sollte Herr Dick sie mir beschaffen können, wäre ich ihm sehr dankbar. Mir will freilich scheinen, daß diese Quellen nichts Wesentliches über das hinaus bieten, was wir auch sonst wissen.

Ich habe in meinem Gronauer Vortrag („Vorfragen" Nr. 5), wie auch in dem Stuttgarter Referat „Sippenkundliche Erfassung des Rußlanddeutschtums" nachgewiesen, daß die Einwanderung der Mennoniten nach Preußen im 16 Jahrhundert zum größten Teil Einheimische aus der Frisia triplex, vornehmlich aus Ostfriesland und dem Groninger Land, aber auch Flüchtlinge aus den anderen niederländischen Provinzen u. aus deutschen sowie schweizerischen Landen umfaßte. Daß diese Einwanderer durchweg die holländische Sprache sprachen und plattdeutsch (oostersch), steht fest. In Preußen haben die Einwanderer auf dem Lande und im Hause rascher den dortigen plattdeutschen Dialekt angenommen, wobei ihre mitgebrachten Mundarten diesen ost-deutschen Dialekt mit ausformen half. Das ist das Körnchen Wahrheit an dem Hinweis jener Eingaben auf den „friesländischen Dialekt". Im Gottesdienst hat sich die mitgebrachte Kirchensprache, besonders in den Städten länger erhalten als im Leben (s. gleich unten!), aber auch da ist sie sehr rasch Wandlungen unterworfen gewesen.

Man hat sich dem russischen Gesetzgeber gegenüber gerne darauf berufen, daß die Mennoniten in den offiziellen polnischen Aktenstücken ausdrücklich „Holländer" genannt würden. Nun ist es aber Tatsache, wie besonders auch Dr. Lück nachweist, daß die Polen überhaupt die Siedler aus dem Westen lange Zeit so genannt haben u. heute noch teilweise so nennen, obwohl gegenwärtig die Bezeichnung für deutsche Kolonisten ist. Wir haben gesehen, daß bei der deutschen Ostsiedlung das niederländische Element tatsächlich eine hervorragende Rolle gespielt hat. Es ist darum nicht verwunderlich, daß auch rein deutsche Siedlungen von Polen als holländische bezeichnet worden sind. So sagt Dr. Lück.

„Es ließen sich aber auch Deutsche aus den brandenburgisch-preußischen Gebieten in polnischen Sumpfgegenden nieder, die das polnische Volk ebenfalls Holländer nannte, obwohl sie keine Holländer waren." So sind die Bauern in Neudorf-Neubrau am Bug (südlich von Brest), die man auch Holländer nennt, nach Dr. Lück aus Pommern ausgewandert. Es ist hier auch auf die Feststellungen A. Breyers zu verweisen. — Mir schrieb am 9. 11. 1935 auch Herr stud. phil. Friedrich Kliewer, daß in West-und zum Teil auch Mittelpolen alle deutschen Siedler und Siedlungen, somit auch die Mennoniten und ihre Siedlungen, bis Ende des 18. Jahrh. als Holländer und Holländerdörfer bezeichnet wurden. „Ich habe auch einige alte polnische Lokationsurkunden diesbezüglich eingesehen. Die Gründungsurkunde aus meinem Heimatdorf „Wymysle bei Plock" stammt aus dem Jahre 1702, und diese spricht auch von Holländern, und das Dorf wird als Holländerei bezeichnet, dabei waren die ersten Siedler dieses Dorfes garnicht Mennoniten. . . Als Holländer wurden damals überhaupt alle Siedler bezeichnet, die aus dem Westen kamen, so wie man heute die Deutschen in Polen als „Zwabi" (Schwaben) und die deutschen Siedler im mittleren und unteren Donauraum als „Sachsen" bezeichnet und bezeichnete. Die Siebenbürger Sachsen stammen ja garnicht aus Sachsen."

Herr Kliewer schreibt dann weiter: „Eines war mir immer nicht klar: Wenn die Mennoniten im untern Weichselgebiet Holländer gewesen sein und das Holländische als Umgangssprache gehabt haben sollen — wie sie unter der polnischen Regierung, unter der sie 250 Jahre lebten, germanisiert wurden. Die Polen haben doch hierzu nicht beigetragen. Hierzu kommt noch, daß die Mennoniten im untern Weichsel-Gebiet in einem geschlossenen Raum gesessen haben, wo also der Einfluß anderer Deutscher nicht groß sein konnte. Auch die Mennoniten in der Graudenzer- und Kulmer Niederung bewohnten ein geschlossenes Gebiet. . . Wohl waren die Städte zum größten Teil von Deutschen bewohnt. Wenn nun auch schon ein kultureller Einfluß der Stadt auf die Landbevölkerung anzunehmen wäre, der eventuell zur Einführung der hochdeutschen Sprache im Gottesdienst und in den Schulen geführt haben könnte, so ist doch nicht gut zu verstehen, wie der Wandel von der holländischen Umgangssprache zum Plattdeutschen vor sich gegangen sein soll, wo doch der mennonitische Bauer so konservativ eingestellt ist. Daß in den mennonitischen Gemeinden holländisch gepredigt wurde und auch holländische Bibeln vorhanden waren, steht wohl fest. Aber könnte man nicht annehmen, daß die holländische Sprache nur die Gottesdienstsprache war, wie heute für uns das Hochdeutsche?

Eine Feststellung — fährt Fr. Kliwer in dem Brief an mich fort — hat mich in der Gemeinde Montau-Gruppe bei Graudenz stutzig gemacht. Ich suchte dort in den Kirchenbüchern nach einigen Vorfahren — ich habe sie auch gefunden — und fand dann auch ein Kirchenbuch, das im Jahre 1661 von einem Aeltesten begonnen worden ist. Es enthält die Verzeichnisse der Täuflinge von 1661 aufwärts, von jedem Jahr. Es sind aber nur die Namen der Täuflinge angegeben ohne sonstige weitere Angaben. Interessant aber ist, daß die Listen in gotischer Schrift geführt worden sind, und zwar sind die Vornamen alle plattdeutsch eingetragen: Trinke, Anke, Liske, Hinrich usw. Die Familiennamen weichen nur ganz wenig von den unsern ab. Ueber diesen Namensverzeichnissen befindet sich aber auf jeder Seite eine Ueberschrift in hochdeutscher Sprache, etwa folgenden Inhalts: „Im Jahre 1663 seint folgende Täuflinge mit der heiligen Taufe bedient worden."

Also schon 1661 wandten die Mennonitenprediger bei Graudenz das Hochdeutsche schriftlich an, etwa 100 nach ihrer Ansetzung — und das unter polnischer Herrschaft.

Zu diesen interessanten Ausführungen, für die ich Herrn Kiewer auch an dieser Stelle danke, ist folgendes zu sagen:

Es ist mit Dr. Lück festzustellen, daß die Bezeichnungen „Holländer", „Holländerei" tatsächlich kolonisatorisch stark ausgeweitet worden sind. Die Kolonisten in „Preußisch Holland", unter Albrecht von Brandenburg, die Schumacher so eingehend behandelt hat, nannten sich selbst Holländer und waren es auch — wie ich nachweisen zu können glaube. Aber in einer Klageschrift beanstanden gelegentlich die unterzeichneten Immigranten ihre Bezeichnung als „Holländer". Es handelt sich hier um Siedler, die nicht aus der Provinz Holland stammten (der mit unterzeichnete Polnyhem stammte, wie wir wissen, aus Flandern). Die Gesuchsteller wollen nicht Holländer genannt sein, wie etwa ein Altkolonier kein Molotschnaer sein will und umgekehrt. Die Bezeichnung „Niederländer" hätten sich jene Immigranten eher gefallen lassen. Erst in späteren Zeiten, als der heutige holländische Staat sich durch die Freiheitskriege konstituiert hatte, bekam die Bezeichnung Holland mehr und mehr einen mit dem Ausdruck „Niederlande" sich deckenden Begriffswert. Wir müssen hier entwickelungsgeschichtlich urteilen.

Zu dem Artikel „Psychologische Folgen der Emigration" von Herrn Jak. Thiessen, Holland.

J. J. Dyck, Laird, Sask.

Da Br. Thiessen auffordert, auf seinen Artikel zu reagieren, so will ich es hiermit tun. In all diesen Jahren sind Br. T.s Artikel mir immer beachtenswert gewesen. Sie zeugen stets von tiefem Nachdenken, manchmal von Nachgrübeln. Dann aber geht auch, gleichsam als roter Faden, der Gedanke der Verbundenheit aller Mennoniten, insonderheit der Rußlandmennoniten, hindurch. Zuweilen überschattet von einer gewissen zurückschauenden Tendenz, daß bei dem Lesen seiner Ausführungen es bald im Innern tönt: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit, klingt ein Lied mir immerdar. O wie liegt so weit, o wie liegt so weit, was mein einst war." So ähnlich gings mir auch bei dem Lesen des erwähnten Artikels. Jedoch war ich ziemlich erstaunt über die Ausführungen in der ersten Hälfte desselben. Wenn Br. T. schreibt: „So ist es mit ganzen Gruppen, vielleicht mit der Gesamtheit bestellt," so irrt er mit letzterem. Wenn auch vielleicht viele eine derartige Einstellung haben, so doch sicher nicht alle. Ich stimme damit überein, daß „Die meisten der Eingewanderten finanziell, materiell und besonders seelisch schwer zu leiden haben." Weniger jedoch stimme ich mit der Ansicht, daß „unsere seelischen Erfahrungen in der alten Heimat hauptsächlich negativ waren," wovon uns „erst beim Losreißen von der heimatlichen Scholle eine kleine Ahnung kam;" und ganz und gar nicht damit, daß „In der neuen Heimat angekommen reagierten wir auf alle Hindernisse ungünstig, negativ, da unsere seelische Einstellung gegen das Neue, das Fremde war. Daher unsere bis zur Entrüstung steigende Reaktion gegenüber all dem Neuen." Dann zitiert er Auszüge aus Briefen, wie: „Die Landessprache ist uns zuwider. . . hier werden wir uns nie heimisch fühlen. . . . unsere Kinder werden sich an die neuen Verhältnisse gewöhnen, wir älteren nie, nie . . Wären wir nur nicht ausgewandert." Da Br. T. scheinbar glaubt, daß solches die Stimmung der meisten Emigranten ist, so möchte ich doch gegen diese Auffassung protestieren, wenigstens soweit es Canada betrifft. Wenn ich in folgendem einiges aus eigener Erfahrung und Einstellung jenem gegenüberstelle, so tue ich es in dem Bewußtsein, daß viele ebenso und ähnlich denken.

Als 1923 die Auswanderung aus Rußland einsetzte, bin ich beinahe seit Beginn derselben, dank dem Umstand, daß ich regen Anteil an der Arbeit des „Menno-Verbandes" in Moskau nahm, über die Gründe, Möglichkeiten und den Verlauf derselben auf dem Laufenden gewesen. Ich hatte damals keine Sympathie für dieselbe. War der Ansicht, daß wir Mennoniten in Rußland so außerordentlich viel Gutes in wirtschaftlicher, kultureller und geistlicher Hinsicht genossen hatten, daß das elementarste Gefühl der Dankbarkeit es uns diktieren sollte, in dieser Prüfungszeit durchzuhalten und, soviel uns möglich, „des Landes Bestes suchen", indem wir nicht abseits stehen bleiben oder gar auswandern, sondern feste zugreifen und alle Möglichkeiten, die uns die „Neue Oe-Politik" auf allen Gebieten bot, restlos ausnützen sollten. Ich war der Hoffnung, daß diese Periode eine Uebergangszeit sei, welche allmählich in immer mehr geordneten Lebensformen sich festlegen würde. Nun soweit stimmte die Voraussetzung, es war wirklich nur eine „Uebergangszeit." Als ich dann zu der Ueberzeugung kam, daß die nächste Schwenkung der hohen Politik aber nicht rechts, sondern links sein werde, links bis zur kompromißlosen Durchführung des kommunistischen Programmes, da war ich mir auch über die Folgen desselben auf jeglichem Gebiete für unsere Gemeinschaft bewußt. Dieses war 1926. Daß wir weder als völkische Gruppe, noch als Einzelfamilie oder Person den von der konsequenten Durchführung d. Kommunismus resultierenden Auswirkungen würden weder entgehen, noch dieselben umgehen können, das war mir klar, also hieß es jetzt: Grundsätzliche Umstellung. Dieselbe hatte zur Folge, daß wir 1927 nach Canada auswanderten. Es war ja der einzig mögliche Ausweg. Wenn soweit unser „Erleben" wohl mit dem der meisten, oder noch vielen, identisch ist, so reagierten wir, reagierte „unsere Seele" im Weiteren doch grundverschieden von den von Br. T. beschriebenen seelischen Zuständen. Z. B. als ich in den ersten Tagen nach der Ankunft in Rosthern in der Mennoniten Kirche einem Begräbnis beiwohnte, merkte ich, daß mein Nachbar Engländer sei, da er das Gesangbuch nicht benutzte, doch als das Lied „Näher, mein Gott, zu Dir" gesungen wurde, er, obwohl in mir unverständlicher Sprache, mitsang. Bei dieser Gelegenheit kam mir die Erkenntnis, daß ein Volk, das mit uns dieselben Melodien, dieselben religiösen Lieder singt, unserem Wesen, unserer Volksart, schon bei der Ankunft hierzulande näher steht, als die slavische Rasse nach generationenlangem Verweilen in Rußland. Dieselbe war uns Mennoniten wesensfremd geblieben, trotzdem wir dort geboren und aufgewachsen waren.

Nun kam es so, daß ich die ersten 6 Jahre in einem zum größten Teile englischen Distrikt wohnte. Die Hauptursache der Uebersiedlung in einen deutschen Distrikt war die nicht in Erfüllung gegangene Erwartung, daß am ersten Wohnort allmählich eine mehr oder weniger geschlossene deutsche Siedlung entstehen würde. Die eintretenden Mißernten und die Unbeständigkeit unserer Siedler, die oft schon nach einem oder etlichen Jahren, wenn nicht alles nach Wunsch ging, weiterzogen, vereitelte diese Voraussetzung. Da wir aber deutsch bleiben wollten, und weil heranwachsende Kinder nur in geordneten Gemeindeverhältnissen sich geistlich gesund entwickeln, so gingen wir an diesen jetzigen Wohnort. Das besagt aber durchaus nicht, daß mir die neue Sprache, Verhältnisse usw. so widerwärtig waren, wie Br. T. es schildert. Im Gegenteil, mit Lust und Liebe versuchte ich die neue Sprache zu erlernen, und wenn ich dieselbe nicht besser sprechen gelernt habe, als es der Fall ist, so habe ich es immer bedauert. Wenn ich schließlich soweit kam, daß ich gerne nicht nur englische Zeitungen lese, sondern ich anfange, doch in etwas Verständnis für die Schönheiten der englischen Literatur und Poesie zu finden, so bin ich dankbar dafür. Auch habe ich gefunden, daß im englischen Nationalcharakter vieles Gute ist, das gerade uns Deutschen oftmals abgeht. Soweit ich in meinem Leben mit Vertretern anderer Nationen in Berührung gekommen, ich meine persönlich, sowie durch Literatur, finde ich, daß garnicht solch fundamentale Unterschiede in der Wesensart der Deutschen, Engländer, Holländer und Skandinavier sind, die bei gutem Willen und nüchterner Einstellung ein gewisses gegenseitiges Verstehen ausschließen. Meine Schlußfolgerung ist: Wohl hatten wir es in Rußland gut, so gut, daß es uns hier immer in dankbarer Erinnerung bleiben wird. Doch wenn wir erwägen, was denn so gut war, so erstreckt sich das auf unser persönliches und allgemeines Ergehen, insoweit als wir unter uns als Gemeinschaft blieben. Wohl war die Regierung, der Staat, abgesehen von dem letzten Jahrzehnt, uns wohlgesinnt und zugetan, doch eine völkische Verbundenheit und Interessengemeinschaft mit der Landesbevölkerung war ausgeschlossen. Hier ist das anders. Ich bin wahrlich kein Verehrer des „Groß-Britannien"-Gedankens, auch glaube ich durchaus nicht, daß die sozialen Zustände in Canada auch nur annähernd so ideal seien, wie uns. Hurrah-Patrioten es uns glauben machen wollen, u. doch muß ich bekennen, ich hatte nicht erwartet, daß ich mich noch hierzulande so heimisch und zugehörig fühlen könnte, wie es in der Tat der Fall ist.

Dann ein weiterer Punkt. Br. Th. schreibt: „Wir wurden im fremden Lande nicht gewünscht, nur geduldet." Gewiß meint er das nur beziehungsweise, von gewissen Personen und Kreisen. Vielfach stimmt das, doch Gott sei Dank, es ist nicht die Regel. Ich kann auch in dieser Beziehung sagen, daß ich mich in einheimischen Kreisen ebenso wohl und heimisch fühle, als im Kreise unserer Rußländer. Das kann aber nicht der Fall sein, wenn man nur „geduldet" wird.

Wenn nun Br. Th. in der zweiten Hälfte seines Aufsatzes so dringend alle Mitemigranten aller Länder auffordert, „zu vergessen, was dahinten ist" usw., so ist mir das aus dem Herzen gesprochen. Nur möchte ich hinzufügen, daß wir doch eigentlich solcher Aufforderungen nicht mehr bedürfen sollten, es sollte uns selbstverständlich sein. Hiermit will ich mich nicht überheben, sondern nur seine Worte unterstreichen, denn auch ich habe Anfechtungen gehabt, wenn ein Mißerfolg oder gar Unglück nach dem andern uns traf. Am meisten dann, wenn infolge anhaltender Krankheit der Geist, die seelischen Kräfte, erschlaffen. Doch, wie gesagt, das waren vorübergehende Anfechtungen.

Nun noch eines. Wohltuend hat es mich berührt, daß Br. Th. keinmal das Wort „Immigrant" brauchte, sondern nur von uns als „Emigranten" sprach. Da tat er gut daran. Ist es doch Tatsache, daß die meisten derjenigen, die sich nicht in die Landesverhältnisse hineinfinden wollen oder können, sich bis heute mit Vorliebe „Immigranten" nennen, und demgemäß ist auch ihre Einstellung, mit der sie sich selbst isolieren. Anders ist es, wenn Br. Th. von uns als „Emigranten" spricht. Doch was dieses bittere Wörtlein an Trennungsschmerz, Weh, Verlusten jeglicher Art und a. mehr für einen jeden von uns bedeutet, das wissen Gott und wir. Verlangen wir nicht, daß unsere Brüder hierzulande sich in diese Lage hineinversetzen können. Das ist unmöglich, denn restlos verstehen kann man nur das, was man selbst erlebt. Damit müssen wir in uns selber und mit Gott fertig werden.

— **Wahrscheinlich wird die Legislatur von Saskatchewan am 4. Februar zusammentreten, wie unamtlich berichtet wird. In einer Kabinettssitzung, die im Laufe der Woche stattfinden soll, wird das Datum der Eröffnung festgesetzt werden.**

Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House
Winnipeg, Manitoba
Hermann Neufeld, Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1/ Kurze Bekanntmachungen u. Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.

2/ Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen auch den der alten Poststation an.

3/ Weiter ersuchen wir unsern Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch das Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.

4/ Berichte u. Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter u. nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

Ein Brief aus Winnipeg,

den 14. Januar 1937.

In jeder Nummer der werten Rundschau finden die Leser von verschiedenen Orten, wo unser „Menno-Volk“ wohnt, Berichte und Artikel, aber sehr selten etwas aus Winnipeg, dem jetzigen Heim der Rundschau. Ich glaube, unsere Leute in der Provinz werden öfters fragen: Was machen unsere Leute in Winnipeg, und wie steht es da mit unserm Volke? Deshalb will ich der R. ein paar Zeilen mit auf den Weg geben.

Die Feiertage konnten wir ruhig unter Gottes und der Regierungs Schutz verleben, haben uns erbauen können an den alten, aber immer wieder neuen Wahrheiten, und durften mit den Kindern die Weihnachtslieder in Kirche und Haus singen. Nach den Weihnachtstagen war die jährliche Bibelbesprechung in der M. B. Kirche an College Ave. Es waren recht viele Gäste zu diesen 4 Tagen erschienen. Die Brüder Jac. Reimer, Steinbach, und Abr. Unruh, Winkler, waren es, die uns in besonderer Weise unterrichteten, und man hörte allgemein sagen, es waren Tage des Segens, und alle haben wohl wieder neue Vorsätze fürs weitere Leben gefaßt. Es wurde der Brief an die Philipper durchgenommen.

Wenn der Editor erlaubt, möchte ich noch eine Sache etwas berühren, hoffend, daß es mir auch von dem betreffenden Bruder keine Zurechtweisung einbringen wird, ist doch mein Wunsch, im Interesse unserer Gemeinden gerade den betreffenden Gemeinden etwas ans Herz zu legen. Wie wir gehört, versucht Tabor College, unseren Bruder A. H. Unruh nach Hillsboro, Kansas, zu nehmen, das aber gegen den Wunsch all unserer Gemeinden in Canada, besonders in Manitoba, ist. Und das dürfen wir in keinem Falle zulassen, denn der Herr hat ihn uns zum Diener gesandt, und seine Arbeit ist hier noch lange nicht beendigt. Ich glaube, und etliche andere leitende Brüder sind derselben Ansicht, daß wenn etliche Gemeinden den Beschluß fassen würden, ihn jährlich auf 1 oder 2 Wochen einzuladen, ihm die Bestimmung der Zeit überlassend, und eine entsprechende Vergütigung dafür bewilligten, so daß er seine Lebensunkosten für sich und seine Familie bestreiten könnte, ohne verpflichtet zu sein, jährlich nach Schulschluß in entferntgelegene Gemeinden zu reisen, so bliebe er gewiß daheim, um da zu dienen, wo der Herr ihn hingestellt. Die Frage sollte aber von den einzelnen Gemeinden bald geklärt werden.

Unsere Nordend-Gruppe der M. B. Gem. zu Winnipeg ist etwas kleiner geworden, hauptsächlich dadurch, daß viele Geschwister nach Kildonan verzogen sind, dann sind jetzt wohl auch weniger Mädchen im Dienst in der Stadt, als vor einigen Jahren, ein Zeichen, daß es den Farmern besser geht.

In Winnipeg sieht man nur sehr wenig davon, daß wir die schwere Zeit hinter uns haben, trotzdem es im Geschäft etwas lebendiger wird, und die Zahl der Arbeitslosen hat sich in der Stadt nur um 600 Personen gegen 1931 verringert, und die Kosten der Unterhaltung sind dieselben geblieben.

Wir haben jetzt recht viele auf der Krankenliste. Da sind die Brüder Heinrich H. Neufeld, E. Klein, J. Löwen, und die Schwestern C. A. DeFehr, Bergen, Marg. Reimer. Unser Wunsch und Gebet ist, daß der Herr alles wohl machen möchte, und wenn's Sein Wille ist, noch viele von diesen und andern Kranken, die es in den großen Hospitälern so viele gibt, gesund machen.

Will noch berichten, daß wir hier in unsern menn. Kirchen noch 100 Proz. deutsch sind und viele Anstrengungen gemacht werden, um deutsch zu bleiben. Und doch befürchten wir Alten, daß wir mit der Zeit es nicht werden aufrecht halten können, nur deutsch in den Gottesdiensten zu haben, um nicht in die Gefahr zu kommen, unsere Kinder zu verlieren. Da denke ich gerade an das, was Br. B. B. Janz über diesen Gegenstand schrieb und die menn. Gemeinden in den Ver. Staaten erwähnte, besonders die von Pensilvanien, die es bitter bereuen, zu lange am Deutschen festgehalten zu haben und dadurch Schaden gelitten haben. Mit der teilweisen Aufgabe der deutschen Sprache brauchen wir noch lange nicht in den sogenannten leichten Gesang und was drum ist, einzustimmen und ihn unter uns einbürgern zu lassen. Kann auch nicht mit dem, was der Schreiber „Löws“ in seinem Artikel „Was fehlt uns in unsern Gottesdiensten, mit einstimmen, wenn er da, nachdem er aufgereiht hat, was wir haben, uns sagt, was uns fehlt. Er sagt: „Und wenn wir es uns von den „Englischen“ nehmen müßten,“ das heißt, die Bekenntnisstunde. Wir brauchen sie garnicht von anderen Gemeinden entlehnen, denn diese Bekenntnisstunden sind so alt, wie die M. B. Gem. ist. Unsere Gemeinden hatten diese Bekenntnisstunden an den Sonntagnachmittagen in geschlossener Gemeinschaft und verbunden mit einem Liebesmahl; auch am Sylversterabend und bei anderen Gelegenheiten. Wollen wir nur lieber zu dieser alten Weise zurückgehen und uns nichts von den „Englischen“ borgen, denn sonst kann es bei uns zu etwas Oberflächlichem und Gemachtem ausarten, wo die Weihe und der aus diesen Versammlungen kommende Segen verloren gehen.

Die Schulen haben nach den Ferien ihren Unterricht wieder begonnen. Wir haben hier sehr große und mit allem Nötigen ausgerüstete Schulen, wo die Kinder bis Grad 12 unentgeltich unterrichtet werden, nur für die Schulbücher müssen die Eltern aufkommen, von Grad 9. Wenn sie arbeitslos sind, gibt die Schulboard die Bücher leihweise. In den letzten zwei Jahren wurden besonders Anstrengungen gemacht, um den Jungens und Mädchen, die weniger begabt sind, sich große Bücherweisheit anzueignen, in gewissen Hausarbeiten und Kochkunst zu unterrichten, welches sehr zu begrüßen ist. Auch haben wir deutsche Abendschulen, wo bis zweimal wöchentlich die Kinder in Deutsch und biblischer Geschichte unterrichtet werden. Auch für die Größeren gibt es Jugendversammlungen und Bibelschulen.

J. C.

Herr, warum?

Herr warum?, ist die bange Frage, die sich ein mancher heute wohl fragt; das ist die Frage, die sich einst in der Ewigkeit klären wird. Manches offenbart uns der Herr ja schon in diesem Leben. O, das Wörtchen Warum! Es sind eben Gottes Sachen und Wege. Es ist mir in letzter Zeit — im vorigen Sommer besonders — groß geworden, wie der Herr so ernst zu den Leuten hier in Watrous gesprochen, und besonders merkbar zu unserer Gemeinde. Es scheint, als wolle der Herr noch die letzten Versuche machen, uns zu sich zu ziehen. Er spricht strenge durch Todesfälle, aber auch durch Milde. Wie oft haben wir das gütige Wort Gottes anhören dürfen, und Ströme des Segens hat der Herr auf uns geschüttet, und wir haben in vollem Maße genießen dürfen — wie fühlt man sich gehoben und gestärkt.

Der Herr hat auch ganz besonders zu uns gesprochen, indem er unsern Kornelius so plötzlich hinweg nahm. Ich glaube bestimmt, der Herr hat noch nie was verfehlt, und wie freut sich unser Herz, daß unser Sohn eine Gewißheit in sich trug, ja eine lebendige Hoffnung besaß, was er auch bezeugte, indem er entschieden für den Herrn zeugte, trotzdem er auch leben mußte, wo nicht gebetet wurde. Besonders erfreut waren wir, als er mit sich am Ende war und des abends uns aufforderte, doch wieder was im Worte Gottes zu lesen, und zu beten. Darum war auch die Gnade Gottes groß bei ihm. Besonders köstlich war für ihn Matth. 5. Oft mußte er auch zugeben, daß er nicht immer recht handele. 1. Joh. 3, 3. Wenn der Herr ihn auch schnell hinwegnahm, fehlte es doch nicht an Vorboten vom Herrn durch harte Gewitter und Todesfälle. Oft haben wir uns gefragt: Darum so, Herr?, denn wir waren ja so tief verbunden. Der liebe Br. Peter Janzen hat sehr recht, als er sagte, wir müssen ins Heiligtum, da würden wir die Antwort finden. Der Herr gab Gnade, daß ich ihn noch am letzten Tage über Mittag fragen durfte, wie es ihm gehe, und er sich noch frei aussprechen durfte.

Zwar hat Br. Peter Janzen mit inniger Teilnahme, aber doch nur flüchtige Bemerkungen eingeschickt, aber als Eltern des lieben Verstorbenen, möchten wir doch noch etwas hinzufügen. Er war doch ein Teil von uns. Zwar sind es Liebesabsichten, und doch muß es verstanden werden. Darum hat der Herr tief geschnitten, ja tiefer, als daß wir es vergessen könnten. Wer hätte geahnt, daß es so plötzlich geschehen könnte.

Als ich ihn antraff, mit verzerrten Gesichtszügen, obwohl er bei vollem Bewußtsein war, und ihm die Stirne kühlte, fragte ich ihn, was ihm geworden sei. Er sagte klar, mit der rechten Hand über die Brust zeigend, daß er unter die Lade gekommen sei. Weitere Fragen konnte er aber nicht mehr beantworten, und stieß nur noch leise Seufzer aus. Kurz darauf sagte er, er könne nicht mehr sehen.

Wie der Arzt feststellte, war ihm die Hauptader am Herzen abgerissen. Im Geiste kann ich ihn noch so klar da liegen sehen — es bleibt mir ein unheimlicher Ort. Es ist, wie der Psalmist sagt: „Der Mensch ist wie eine Blume auf dem Felde, und wenn der Wind darüber geht, ist sie nimmer da.“ Aber dem Herrn sei Dank, unser Sohn hatte unsterblichkeit angezogen. Er ist zur Blume geworden, die kein Wind noch Feind stören noch schaden kann, und erntet, was er gesäet hat.

Könnte uns jemand das Lied in russisch schicken: Wodu shiwuju Jisus daet, darom, darom, darom.“ Und auch eins in deutsch, wo der Chor ungefähr so ist: „O wie beugt's mir das Herz, und wie macht es mir Schmerz, seh im Geiste ich Golgatha. **Denn dort starb ja der Herr, und**

dort litt Er so schwer, einen Sünder zu retten, wie mich." Wenn möglich mit Ziffern. Werde sehr dankbar dafür sein. Isaac Töws.
Watrous, Sask.

Unser Bruder.

Wir richten ihn erst, und prüfen ihn
dann,
Die Prüfung, das Urteil, ist beides
oft Wahn.
Wir kennen ihn bei seiner schlechten
Tat,
Gott ihn bei der besten, nach seinem
Rat.
Wir messen den Bruder mit unserm
Maß,
Gott mißt ihn mit seinem, wie anders ist das!
Wir schaden dem Bruder mit unserm
Wort,
Den Schrei um Gnade der Wind
trägt fort.
Wir richten den Bruder falsch und
schlecht,
Gott aber richtet ihn gut und recht.
Lang, lang ist's her, daß Christus
starb,
Und uns mit seinem Blute erwarb—
Zu lieben, zu dulden, zu tragen
Kraft —
Die göttliche Bruderschaft.
H. D. F.,

Holmfield, Man.

Zuerst sei dem Editor und allen Mitarbeitern und Lesern noch nachhaltig ein gesegnetes Neues Jahr gewünscht! — Das alte Jahr ist vergangen, wir wissen, was es uns gebracht. Und wenn der Dichter singt: „Täuschung nur hat diese Welt", so hat es im letzten Jahr auch mancher erfahren, indem sein Acker nicht das brachte, was man von ihm erwartet.

Es durften auch nicht alle, die mit uns das Jahr 1936 begonnen hatten, es beschließen; es war ihnen nicht vergönnt. So wurde auch Br. Heinrich Neufeld am letzten Advent plötzlich abgerufen aus diesem Leben in ein besseres, wo nicht Schmerz, noch Sorgen sind. Somit haben wir hier einen Bruder und einen Beter weniger. Ob der Bruder das meiste betete, weiß ich nicht — Gott weiß es, aber wenn er betete, dann fühlten wir, daß es tiefer kam, als nur von den Lippen. Gott tröste die Hinterbliebenen. Wir fragen uns: Wer wird der nächste sein?, und: Bist du bereit, wenn der Herr dich so plötzlich sollte abrufen?

Der Gesundheitszustand ist nicht sehr gut. Es sind hin und wieder Windpocken, Momps, auch Scharlachfieber wurde vom Arzte festgestellt. Auch ist, wie wir Sonntag erfuhren, Schwester Abr. Martens bedenklich krank. Der Br. wurde kürzlich beim Fahren vom Buggi geschleudert, doch ist er schon beinahe wiederhergestellt. Der Vater im Himmel wolle in Gnaden auf die Familie blicken und ihnen die Mutter erhalten. Es sind auch viele Fälle von Erkältungen.

Der Winter war bis Neujahr so ganz erträglich, doch kommt der Januar mit seiner Kälte. Der Wind bläst vom Norden und Nordosten. Gott sei Dank, daß wir noch immer was haben, in den Ofen zu tun.

Gegenwärtig weilt Br. Kornelsen von Winnipeg hier. Er vollzog Sonntag auch die Trauhandlung an unseren lieben Brautleuten Jacob Pötker und Mariechen Wiens, und unser Gebet ist, Gott gebe der Schwester, daß sie dem Bruder eine Gehilfin, und den Kindern eine Mutter sein könne. Br. Kornelsen hat uns manche Wahrheit gesagt. Auch wurden von den kleinen Kindern Pötker etliche Lieder gesungen. Auch die Sänger sangen mit Musikbegleitung. Gott segne das Gehörte noch im Nachdenken.

Im November besuchte uns Br. Epp von Glenlea. Auch Br. Jacob Thießen hatten wir in unserer Mitte. Möge der Herr alle Arbeiter, ob daheim oder auf den Missionsfeldern, in China, Indien, Afrika oder Süd-Amerika, und wo sonst Gottes Wort den Unwissenden gebracht wird, segnen und sie ausrüsten mit den erforderlichen Gaben, ist unser Gebet.

Ich lasse hier noch das Lebensverzeichnis des verstorbenen Bruders Heinrich H. Neufeld folgen:

Heinrich H. Neufeld wurde geboren im Dorfe Andreasfeld, Rußland, den 7. Okt. 1874, wo er auch seine Jugendjahre verlebte und wo er den Heiland fand. In Schw. Sara Braun, Dolinowka, fand er eine Lebensgefährtin, mit welcher er dann den Weg gemeinsam seit dem 2. Nov. 1906 bis zum 20. Dez. 1936 gepilgert hat. Er schrieb Briefe an seine Söhne, die in Alberta auf Verdienst weilen, als er sich mit einmal zurücklehnte, das Gesicht noch oben, und fiel vom Stuhl und gab den Geist auf, ohne ein Wort des Trostes oder der Ermahnung den Hinterbliebenen zu hinterlassen. Und wir fragen uns heute: „Was willst Du uns sagen, Vater im Himmel?"

Geschw. Neufeld siedelten im Jahre 1910 bei Arkadak an, und der Herr segnete ihre Arbeit. Auch wurden ihnen 11 Kinder geboren, wovon eins dem Vater vorangegangen ist. Dann kamen Krieg und Revolution und zerstörten ihre Wirtschaft, so daß sie im Jahre 1929, im Nov., die Flucht nach Moskau ergriffen, und Gott gab Gnade, daß sie mit noch andern nach Deutschland abfahren konnten, wo sie in Hammerstein, Haus 2, freundliche Aufnahme und auch Herberge fanden. Dann kamen sie nach Mölln, wo sie dann den 5. Juni 1930 losfuhren, über Hamburg nach dem vielgepriesenen Canada. Sie fuhren mit dem Schiffe Monclaire und landeten in Quebec. Am 24. Juni kamen sie bis Holmfield und fanden bei Geschw. Nikolai und Johann Wiens freundliche Aufnahme. Sie haben hier auf mehreren Stellen gewohnt, ehe sie eine Farm übernahmen, wo sie zwei Jahre gewohnt haben und wo der Bruder abgerufen wurde.

3 Töchter waren in Winnipeg im Dienste, 3 Söhne in Alberta, 1 Sohn wohl bei Roland und 3 Söhne daheim, als der Vater verschied.

Das Begräbnis fand am 23. Dez. in der englischen Kirche zu Holmfield statt, wo alle Kinder, bis auf einen, zugegen waren. Der abwesende Sohn kam 5 oder 6 Stunden nach dem Begräbnisse zu Hause an. Br. H. Dörksen sprach als erster zu der Trauerversammlung und las Ps. 90, 12. Dann sprach Br. Hermann Sawatzky über Offb. 7, 14. Als letzter sprach Br. Fr. J. Enns, welcher uns zwei Worte vorlas: Ps. 139, 16 und Hiob 14, 4—5. Die Brüder sprachen aufmunternde Worte zu den Versammelten und Worte des Trostes für die Hinterbliebenen, und einen Mahnruf, bereit zu sein, wenn auch unsere Stunde kommen sollte. Vor und zwischen den Ansprachen wurden von 2 Brüdern Lieder gesungen, auch von der Gemeinde. Nachdem die Leiche noch besichtigt worden war, wurde sie zum Friedhof gebracht und in die Gruft gesetzt. Während ein Lied gesungen wurde, rollten die Klöße in die Gruft. Nachdem noch ein Wort gelesen und gebetet wurde, gingen wir zurück. Ich glaube, ein mancher, vielleicht alle werden sich gefragt haben: Wer wird der Nächste sein? Im Kellerraum wurde noch eine Mahlzeit verabreicht.

Bruder Neufeld ist alt geworden 62 Jahre, 2 Monate und 14 Tage. Er hinterläßt außer Frau und Kindern, welche alle bekennen, in dem Blute Jesu, unseres Heilandes, Frieden gefunden zu haben, einen Bruder in Paraguay und drei Schwestern in Rußland, von denen eine in der Verbannung ist. Der Herr tröste die Trauernden.

Im Auftrage Jacob Löwen.

Todesnachrichten.

Springstein, Man.

Es hat dem Herrn über Leben und Tod gefallen, unsern lieben Vater, Peter J. Penner durch einen plötzlichen Tod aus diesem Leben zu rufen.

Sonntag, den 3. Jan., kamen unsere Eltern und etliche von den Geschwistern in der Car von Br. Peter Schmidt's Begräbnis. Als sie vom Hochweg abbogen, ungefähr 1 Meile von ihrem Heim, blieben sie im Schnee stecken. Sie stiegen aus und die Brüder schaufelten etwas Schnee zur Seite. Dann kam unser Nachbar Martens auf dem Hochwege ihnen nach, hielt seine Car an, und Br. Martens und sein Sohn kamen und halfen ihnen, die Car durch den Schnee zu schieben. Als sie durchwaren, gingen Martens zurück. Vater bedankte sich noch bei ihnen. Br. David ging noch etliche Schritte zurück, die Schaufel zu holen. In dieser Zeit wollte Vater einsteigen, hatte wohl schon nach der Tür gefaßt, dann sank er ins Knie und ward eine Leiche. Sie eilten alle auf ihn zu und fühlten den Puls, aber das Herz war stehen geblieben. Der herbeigerufene Arzt konnte auch nur den Tod durch Herzschlag feststellen. Es ist so schnell, so unerwartet für uns, daß wir es fast nicht fassen können. Wenn er uns noch hätte können ein Wort sagen, ein Wort des Abschieds oder des Trostes, oder der Ermahnung — aber nichts, nicht einmal ein Seufzer entquoll seiner Brust. Nun, wir müssen uns heute sagen, er hat uns genug in seinem Leben gesagt. Wieviel hat er uns in seinen Predigten gesagt; fast sonntäglich hat er hier in der Umgebung gepredigt. Und wieviel hat er uns im Familienkreise gesagt. Ja, er hatte für jeden Menschen, den er traf, ein Wort, und meistens waren es Worte der Anerkennung, denn er fand bei jedermann noch immer etwas Gutes. O, und manchmal hat er wohl auch die Frage aller Fragen an Menschenherzen gerichtet, und ich glaube, die Seelen werden sich heute nach seinem Tode besonders lebhaft daran erinnert, denn solche Fragen vergißt man nicht so leicht in seinem Leben.

Dann war er die ganze Zeit seines Lebens Farmer, und zwar ganz Farmer. Auf dem letzten Erntedankfest erwähnte er in seiner Ansprache, daß er nun 48 Jahre Bauer gewesen sei, und wenn der Herr ihn fragen sollte, ob er auch je Mangel gelitten hätte, würde er mit den Jüngern antworten müssen: „Herr, nie keinen!" Und wie oft wird er uns Kindern, die wir auch fast alle Farmer sind, fehlen, wenn er nie mehr kommen wird, unsere Farmen nachzusehen, nie mehr nach unserem Ergehen fragen wird. War doch jeder Erfolg auf unserer Farm auch sein Erfolg, und jedes Unglück auch stets sein Unglück. In allen Lagen unseres Lebens hat er stets regen Anteil genommen. Und nun hat unsere liebe Mama ihren lieben Gatten, wir unsern liebenden Vater, unsere kleine Gruppe ihren Prediger, unsere Ansiedlung ihren ältesten Mann verloren. Aber wir alle können uns auch damit trösten, daß er nun den schaut, an welchen er hier geglaubt hat.

Das Begräbnis fand Sonnabend, den 9. Jan., im Springsteiner Schulhause statt. Trotz großer Kälte waren doch recht viele erschienen. Br. Fast machte die Einleitung und führte die Worte an: „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden", und auch Ps. 23, 4. Pr. W. Enns sprach über das Wort: „Es ist nur ein Schritt zwischen mir und dem Tode." Pr. Abr. Peters hielt die Leichenrede auf Grund des Schriftwortes Luk. 2, von Vers 25. Dann folgten noch eine Anzahl Prediger mit kurzen Worten des Trostes und der Ermahnung.

Lasse hier noch das Lebensverzeichnis des Verstorbenen folgen. Unser Vater wurde geboren am 23. Sept. 1864. Am 4. März 1890 trat er mit unserer Mutter, Katharina Dahl, in den h. Ehestand. Kinder wurden ihnen geboren 10: 7 Söhne und 3 Töchter, die ihn alle überleben. Er ist in seinem Leben nie ernstlich krank gewesen und hat die bewahrende Hand Gottes oft sichtbar verspürt. Anno 1919 wurde er von den Machnowzen schwer verwundet, es war nur ein Schritt zwischen ihm und dem Tode, aber der Herr ließ es nicht zu. 1926 wanderte er mit seiner Familie nach Canada aus. Im Juli Monat kamen sie hier an. Mancher seiner Reisegefährten wird sich vielleicht noch seiner erinnern. Er hinterläßt die trauernde Gattin, 7 Söhne, 7 Schwiegertöchter, 3 Töchter, 2 Schwiegersöhne und 33 Großkinder. 2 Söhne mit ihren Familien sind noch in Rußland, die andern sind hier in Canada.

Im Auftrage der Familie,
Johann und Liese Penner.

Das Waisenkind der Waisen.

Eine Geschichte aus dem spätern Leben der Mennoniten Nord-Amerikas.

Von P. K. Martens

Fortsetzung.

„Mutter, was hat das zu bedeuten?" wandte sich Melvin an sie, wie wenn er mit des Vaters Proklamation und Erklärung zufrieden war.

„Horch nur weiter. Vater wird schon sagen," sagte sie.

Wieder schauten beide auf den Vater, dieses Mal erhob selbst die Mutter ihre Blicke zu ihm, als hätte sie Sorge, ob er es auch gut machen würde.

„Heute haben wir Maifest," fuhr er fort, „am Vormittage mochte ich, daß Ihr Euch alle anschickt, würdige Gäste zu empfangen. Tante Lene von Goessel, Kansas, und ihre beiden Kinder, Franz und Gertrud, wollten schon gestern abend eintreffen, und sie sind nicht gekommen, aber ich bin sicher, die werden zu Mittag hier sein."

Wieder unterbrach Melvin ihn, und indem er seine Schwester verdächtig anschaute, brach er aus: „Marlin, wer von uns feiert heute Hochzeit, du oder ich?"

„Nicht ich," erwiderte sie sehr schlagfertig.

„Dann haben wir nachmittag einige angenehme Stunden mit den Gästen zusammen und zu sechs Uhr abends sind wir alle zu Vater Schröders zum Abendbrot eingeladen, und so wollen wir dieses Jahr einmal einen unvergeßlichen Maitag feiern," setzte der Vater hinzu.

„Unvergeßlich, bleibt abzuwarten," sagte Melvin, aber einen Feiertag können wir uns ja auch einmal gönnen," meinte er, von der bevorstehenden Ueberraschung nichts ahnend.

„Und da sind die Gäste, noch ehe du sie erwartetest, Vater," sagte Marlin, indem sie auf das auf den Hof einfahrende Fuhrwerk zeigte.

Punkt sechs Uhr kam Fuhrwerk an Fuhrwerk, einspännige und doppelspännige Buggies auf Günthers Hof. Unter den Gästen waren mehrere Hochschulschüler, die mit den Kindern zur selben Zeit graduiert hatten und andere Jugendfreunde der Kinder, und alle schauten freundlich und doch geheimnisvoll einer den andern an, nicht wissend, was eigentlich der Zweck des Zusammenkommens sei, denn Günther hatte denselben bei der Einladung nicht geäußert, nur gesagt, die Ueberraschung sollte seinen Kindern gelten.

Bald waren temporäre Sitze unter dem großen Pappelbaum hergestellt, und nun nahm Günther das Wort: „Werte Freunde! Diese Ueberraschung gilt unsern Kindern, Melvin und Marlin, die vor einiger Zeit das Mündigkeitsalter erreicht haben. Es wird Euch wohl alle wundern, warum wir ihnen diese Ueberraschung gemacht haben, denn im allgemeinen ist es nicht Sitte, daß solcher Tag gefeiert wird, aber horcht einmal auf: Melvin und Marlin sind unsere Kinder, wir haben sie auferzogen, haben sie geschult und viel Freude an ihnen gehabt, denn sie haben uns respektiert u. gehorcht, ohne daß sie wußten, daß sie nicht unsere rechten Kinder waren. (Hier stieg allen das Blut in den Kopf, und aller Augen richteten sich auf die Kinder, die in verschiedener Richtung Platz genommen hatten.) Hier sind die Urkunden aus dem Kinderheim zu Kansas City, die zeigen, daß Melvin 15 Monate und Marlin 9 Monate alt waren, als wir sie vor 21 Jahren adoptierten. Gott hat sie uns geschenkt und hat sie uns bewahrt, und wir wünschen ihnen viel Glück und Freude für ihr Leben als selbständige Menschen. Gott segne Euch, Kinder!"

Er fuhr fort: „Morgen werde ich sie in den Stand setzen, daß sie eine verlängerte Reise in den Norden antreten können. Das soll ihre Ferienreise sein, daß sie sich so gut zu uns und in der Umgegend benommen haben. Wir sind stolz auf sie und müssen mit dem alten Bibelbuch sagen: „Gottes Wege sind wunderbar, und es ist unbegreiflich, wie er regieret."

Daß Melvin den Kopf auf dem rechten Fleck hatte und die Situation schnell beurteilen und die Gelegenheit wahrzunehmen verstand, bewies er damit, daß er sich sofort erhob, daß Gesicht mit dem Taschentuch bedeckte, als ob er sich fassen wollte und nach den geeigneten Worten suchte. Es herrschte eine unangenehme Stille. Dann schaute er sich um nach Marlin und sagte: „Komm, Marlin, wir wollen unsere Eltern und Margret danken, daß sie nebst Gott so gut zu uns gewesen sind."

Die Szene hier zu beschreiben, weigert sich des Schreibers Feder.

Die Urteile über die Proklamation Günthers am selben Abende und in den folgenden Tagen unter den Leuten, waren sehr verschieden: einige hielten sie für einen sehr weisen Schritt, andere verdammten sie als eine Ehrenbeleidigung der Kinder. Der Verfasser bittet den geneigten Leser, sein Urteil zurückzuhalten bis auf spätere Zeiten, nach dem er gesehen, wie wunderbar Gottes Wege mit den Menschen sind.

— ‡ — ‡ —

Am nächsten Tage wurden die Vorbereitungen getroffen für die unerwartete Reise der Kinder, von der sie lange gesprochen hatten, aber nie war es ihnen in den Sinn gekommen, daß die so schnell kommen würde, daher kam es ihnen den ganzen Tag alles vor wie ein Traum. Mir ist, ich träume," sagte Marlin einmal zu Margret, die auch den ganzen Tag daheim war.

„Mich beschleicht so ein sonderbares Gefühl," äußerte sich die Mutter, als Margret sie fragte, warum denn sie nicht auch froh sei, ob sie sich nicht zu der Kinder Ferien freue. „Ja," hatte sie geantwortet, „ich freue mich wohl, aber ich habe eine Ahnung, es wird etwas Unerwartetes passieren, und ich kann mich des Gefühls nicht erwähren, daß dieser Tag mehr ein Abschieds- oder Trennungstag ist als sonst was."

„Ach, Du bist auch immer so schwarzsehend," hatte Marlin gemeint. Kansas ist ja nicht aus der Welt und bei Onkel John und Tante Lena sind wir gut aufgehoben. Wir, wenn wir auf der Bahn über Enid fahren, werden zu gleicher Zeit mit ihr dort eintreffen."

Günthers hatten mit dieser Ferienreise der Kinder jedoch noch einen zweiten Plan verbunden, und das war der, daß sie wünschten, die Kinder möchten sich dort unter den deutschen Mennoniten zeigen und mit andern jungen Leuten bekannt werden zwecks ehelicher Anknüpfungen, weil in ihrer Gegend keine passenden jungen Leute mit demselben Bildungsgrunde unter ihren Glaubensgenossen waren, und ein „Durcheinander-Heiraten", daran glaubten Günthers nicht.

Am folgenden Tage früh morgens gab es einen Trennungsschmerz sondergleichen, den selbst die lieblich herabstrahlende Sonne und die verjüngende Mailuft nicht einhalten konnte. „Nur auf zwei Wochen," hieß es, und dann sind wir wieder daheim," hatte Melvin gesagt, und doch konnte er nicht umhin vor der Abreise in den Stall zu gehen und von den Pferden Abschied zu nehmen. „Ich werde euch für eine Weile nicht zur Arbeit antreiben," hatte er gemeint, „ruht euch nur gut aus, bis wir uns wiedersehen."

Auch Marlin war noch in den Stall gegangen und hatte die Kälber beklopft und gestreichelt. „Daß ihr mir schön gesund bleibt und werdet nicht übermütig," hatte sie gesagt.

Nie vorher hatte die Familie gemerkt, daß so eine Anhänglichkeit unter ihnen war, und daß die weiblichen Personen so weiche Gefühle hatten und sie ihre Tränen nicht leichter zurückhalten konnten. Als Marlin ihre Reisetasche aus dem Hause trug und Margaret auf der Veranda, sich die Tränen aus den Augen wischend, ihr nachschaute, sagte sie: „Mir ist es fast leid, daß wir diese Reise machen müssen, am liebsten bliebe ich schon zurück."

Günther wollte die Kinder, geschäftehalber, bis Enid begleiten und war es vielleicht deshalb, daß er den Abschied nicht fühlte, oder vielleicht auch weil er ein mehr gefühlloser Mann war. Im stillen jedoch freute er sich über die Frauen, daß sie so große Anhänglichkeit zueinander zeigten.

Als er in der First National Bank zu Enid dem Kassierer seinen Namen sagte und einen Haufen Rechnungen, die ihm von Zeit zu Zeit von der Bank den Stand der Kinder Sparkasse gezeigt, als er sich identifiziert hatte, führte ihn dieser zu dem Präsidenten der Bank u. stellte ihn vor. Günther stellte diesem sofort seine Kinder vor als die rechtmäßigen Eigentümer der Sparkassen und erzählte von dem gestrigen Feste und zeigte ihm die Urkunden der Kinder aus dem Waisenheim. Daraufhin wurden von der Bank aus keine Einwendungen gemacht, und die Rechnungen wurden nun geschlossen und auf die Namen der Kinder überführt. Darauf überreichte Günther den Kindern auch die Urkunde aus dem Waisenheim zu Kansas City. Warum er das getan, konnte er sich später selber nicht erklären. Das hatte aber später einen großen Wert zu den Beziehungen der Verhältnisse im späteren Leben der Kinder.

Nun wurde bald auch vom Vater Abschied genommen, der zurückfuhr, während die Kinder den ersten Zug zum Norden nahmen.

Auf dem Zuge machte Günther nochmals einen Rückblick auf sein und der Kinder Leben, und er gefiel sich durchaus nicht schlecht im Lichte d. Selbstprüfung.

Er hatte durch seine Willens- und Schaffungskraft es doch weit gebracht, sagte er sich. Wohl war er kein Millionär, aber er hatte es zu Wohlstand gebracht und nebenbei zwei arme Waisenkinder auferzogen, ihnen sogar hohe Bildung gegeben und sie auf guten finanziellen Fuß gesetzt, so daß sie zu irgend einer Zeit einen viel leichteren Anfang machen konnten, als es ihm möglich gewesen war. Er schaute sich um u. konnte keinen zweiten seinesgleichen finden, der unter den Umständen getan hatte, was er hatte, und er konnte sich eines leichten Lächelns nicht enthalten. „Aber", sagte ihm jetzt eine innere Stimme, „während du auf das leibliche und geistige Wohl deiner selbst und der Kinder bedacht warst, hast du dein und der Kinder geistliches Wohl ganz und gar außer Acht gelassen."

Es ergriff ihn plötzlich ein Schaudern, und es fuhr ihm kalt über den Rücken. „Was noch nicht ist, kann noch werden, ich bin noch stark und rüstig, und die Kinder sind verständig genug, um für sich selber zu sorgen und zu wählen.

Nur zu schnell verliefen die Tage bei Onkel und Tante zu Goessel. Die Kinder dieser Leute nahmen sie mit zu ihren Freunden in der Nähe u. auch nach Hillsboro, der Mennonitenstadt von Kansas. Sie sahen und hörten manches Neue und sahen Dinge, von welchen sie wohl gehört, die sie aber nicht gesehen hatten. Nach einer Woche Aufenthaltes in Kansas, sagte Melvin eines Morgens zu Marlin im Freundeskreise: „Nun haben wir hier manches gehört und gesehen, und es hat uns über Erwarten gut gegangen, warum könnten wir, weil wir schon so weit sind, unsere Reise nicht etwas weiter nach dem Norden ausdehnen und gleich zu Onkel und Selma Lohreng in Nebraska fahren. Eine Woche hier, eine Woche dort, mit sehr wenig mehr Unkosten würde uns guttun, und die Eltern würden jedenfalls nichts dagegen haben."

Das war Marlin ein neuer Gedanke, und sie ließ andere sich darüber äußern, ehe sie etwas sagte. Alle flüchteten dem Gedanken schnell bei, und Tante Laura meinte, es wäre überhaupt töricht, einen Teil der Verwandtschaft zu besuchen u. den andern sozusagen zu ignorieren, denn wenn Onkel und Tante Lohrenz von ihrem Mündigkeitsfest und den anderen damit verbundenen Dingen hören würden, so würden sie sich einfach gekränkt fühlen, und sollten sie auf der Rückreise noch bei ihnen in Goessel anhalten wollen, so wären sie sicher sehr willkommen, oder falls sie in Nebraska nicht eine ganze Woche zubringen wollten, so könnten sie ja auch wieder herunter zu ihnen kommen und nach Belieben bei ihnen bleiben. Und was würden die Eltern dagegen haben? Nichts, absolut nichts, da sie und Lohrenz schon mehrere Jahre einander nicht besucht hatten, es würde sie nur freuen.

Fortsetzung folgt.

Im Kampf um die Wahrheit.

Eine Geschichte aus der Gegenwart von K. Papke

Fortsetzung.

„Viel Vergnügen zu der neuen Freundschaft," bemerkte Werner, als Oswald gegangen war, „mein Geschmack wäre das nicht."

Tehodor schwieg, ihm hatte Klinger sehr zugesagt.

Sie schlugen ziemlich schweigsam den Weg zum Tiergarten ein.

— ‡ — ‡ —

Sechstes Kapitel.

Es war in der fünften Stunde des Nachmittags, als die beiden Freunde auf der Charlottenburger Chaussee langsam dem Brandenburger Tor zustrebten. Sie hatten beide von ihrem im Freien verlebten Tag nicht den gehofften Genuß gehabt. Früher, als beabsichtigt, wollten sie nach Hause fahren.

Plötzlich rief Werner lebhaft: „Sie, Theo, Fräulein Else und Lotte Henrici", — und schon begrüßte er sich herzlich mit zwei elegant gekleideten jungen Damen.

Auch Theodor hatte froh überrascht gegrüßt, und als selbstverständlich schlossen sie sich den beiden Damen an.

Die Bekanntschaft zwischen ihnen war nicht ganz neu. Werner wurde oft zu Professor Henrici eingeladen und hatte dort gleich am ersten Abend die beiden Mädchen kennengelernt. Sie waren Nichten des Gelehrten, die Töchter seines verstorbenen Bruders, und als ihre Mutter dem Gatten bald gefolgt war, hatte Henrici sie als seine Kinder aufgenommen und erzogen.

Eigene Kinder besaß er nicht. Ein Sohn, den er gehabt hatte, war im zarten Alter von ein und einem halben Jahr gestorben, seine Frau war auch schon seit Jahren tot, da hatten die beiden Mädchen wieder Leben und Frohsinn in sein einsames Haus gebracht.

Else, die ältere, war eine auffallend hübsche Erscheinung, groß, schlank, mit dunkelbraunen Augen, über ihrem ganzen Wesen lag eine vornehme Ruhe und Gelassenheit.

Werner war sofort an ihrer Seite, sie war ein kluges Mädchen, und er liebte die Unterhaltung mit ihr sehr. Theodor, der von Werners Stellung zu Annemarie nichts ahnte, hatte manchmal mit leisem Lächeln, zugleich aber auch mit geheimer Angst, an die Möglichkeit einer Verbindung zwischen beiden gedacht. Seine gelegentlichen Andeutungen darüber hatte Werner lächelnd geschehen lassen und nicht „nein", nicht „ja" gesagt.

Auf seinen Besuchen bei Henrici hatte Theodor ihn nie begleitet, aber doch die beiden Schwestern ebenfalls bald kennengelernt gelegentlich des Schlittschuhlaufens im Winter auf dem neuen See. Fast täglich trafen sie sich auf dem Eise, u. als es nach u. nach dem Frühling entgegenging, sahen sie sich, wenn auch nicht so häufig, doch noch oft genug bei Spaziergängen.

Da Weinar sich ausschließlich Else Henrici widmete, war Theodor ebenso ausschließlich Lottes Begleiter, und — — war es von Tag zu Tag lieber. Unbemerkt fand er mehr und mehr Wohlgefallen an ihrem lustigen Geplauder, von der vornehmen Ruhe ihrer Schwester hatte sie nichts an sich.

Auch sie war ein schlankes, hübsches Mädchen, ein Jahr jünger wie Else, und besaß mehr Mutterwitz wie Klugheit. Ihr silberhelles Lachen — und sie lachte gern und viel —, mahnte Theodor immer an feine Glöckchen, ihr anmutiges Wesen fesselte ihn mehr und mehr, und er war schon einige Male daran gewesen, ihren wiederholten Einladungen in das Haus ihres Onkels zu folgen.

Eine gewisse Scheu hatte ihn aber doch immer davon abgehalten, es zu tun. In der letzten Zeit jedoch war er dem Gedanken mehr und mehr nahegetreten, denn Lotte Henrici wurde ihm immer lieber. Er fing an, ganz im Ernst daran zu denken, ob sie sich als spätere Pfarrfrau für ihn eignen würde. Daß sie ihn auch gerne hatte, wußte er, eine leise Andeutung, die er ihr vor einigen Tagen beim Abschied nach einem Spaziergang gemacht hatte, war von ihr errötend mit einem herzlichen Händedruck beantwortet worden.

Aber wie sie ihrem Gott gegenüber stand, danach hatte Theodor noch nie gefragt, — es wäre auch wohl kaum nötig gewesen, sie war darin wohl ganz eins mit ihrer Schwester und ihrem Onkel.

Schwer fiel ihm dies alles auf die Seele, wie er an diesem Nachmittag neben ihr ging. Heute war sie nicht wie sonst imstande, seine ganze Aufmerksamkeit zu fesseln, schweigsam schritt er neben ihr her, und oft streifte ihr Blick ihn mit verwunderter Frage.

Sie ahnte nicht, welche Gefühle und Gedanken ihn bestürmten, ziemlich enttäuscht sagte sie ihm Adieu, als er sich am Brandenburger Tor von ihr und ihrer Schwester verabschiedete, weil er nach Hause wollte, um noch zu arbeiten.

Werner lachte, wünschte ihm viel Vergnügen und schloß sich den Schwestern an, um bei ihrem Onkel den Abend zu verleben.

Als Theodor nach Hause kam, war es schon dunkel. Er zündete die Lampe an, schloß die Verhänge und setzte sich an den Tisch.

Seink Gedanken weilten bei Lotte Henrici. Er wußte, daß er sie liebte, . . . wie herzlich, sah er erst jetzt, nun ihm urplötzlich der Gedanke aufgestiegen war, ob eine Verbindung mit ihr das rechte für ihn sei oder nicht. Er war eben seit gestern abend ein anderer geworden und sah sein Leben in einem andren Lichte an.

Er wußte, er hatte kein „nein" von ihr zu erwarten, aber ebenso klar sagte er sich, daß bei einer Verbindung zwischen ihr und ihm ihre Verwandten alles daran setzten würden, ihn von dem „mittelalterlichen Standpunkt" der Bibel gegenüber abzubringen.

War er stark genug, sich dagegen zu wehren, fest zu bleiben? Er beantwortete sich diese Frage selbst mit einem ruhigen „ja", er kannte seit gestern die Quelle der Kraft, die zu solcher Festigkeit nötig war.

Konnte alsdann aber von einer inneren Harmonie zwischen Lotte und ihm die Rede sein, von jenem Einssein, was er aus seinem Elternhause her kannte, was ihm als Ideal einer Ehe vorschwebte? Er gestand es sich selbst ein, das war unmoglich!

Wenn die Uebereinstimmung im wichtigsten Punkt fehlt, kann sich keine ungestörte, ungetrübte Harmonie in allem übrigen ergeben. Ist der Grund unsicher, dann kann man auf keinen festen Bau rechnen. Wenn er sich nun aber von Lotte zurückziehen mußte — — ihm stieg das Blut zum Herzen — — „ich kann nicht", sprach er aufspringend und riß das Fenster auf. Aber er zwang sich zur Ruhe und sann weiter.

Wenn er nun anfing, sich von ihr fernzuhalten, mußte sie ihn dann nicht für einen von jenen Flattergeistern halten, über die sie manchmal verächtlich die Achseln gezuckt hatte, — die er selbst nicht viel wert hielt? . . . Wie ihn der Gedanke peinigte! Er, der sich stets aus eigenem Ehrgefühl heraus von all jenen leichten Tändeleien und Amüsaments, wie es seine Kollegen nannten, ferngehalten hatte, er, der immer einer jeden Frau, jedem Mädchen mit einer Hochachtung begegnete, die ihm das Leben seiner Mutter und Schwester im Elternhause eingeprägt hatte, der jedes weibliche Wesen mit einer gewissen Würde umgeben sah, — — er sollte plötzlich, noch dazu in den Augen derjenigen, die er liebte, als ein oberflächlicher, gewissenloser Mensch gelten, der mit den heiligsten Gefühlen gespielt hatte?

Nein, nein, das war unmöglich, Lotte durfte keine derartige Meinung von ihm bekommen!

Was dann aber?

Er sah sich plötzlich durch d. entscheidenden Schritt am gestrigen Abend in einen Konflikt versetzt, an dessen Möglichkeit er vorher nie gedacht hatte.

Wo fand er einen Ausweg?

Aufgeregt schritt er auf und ab, . . . da durchzuckte ihn ein Gedanke — — er blieb mitten im Zimmer stehen — — „ja" sagte er laut mit einem tiefen Atemzug, „das ist der Weg! Sie soll durch mich das echte Christentum kennenlernen, — sie wird es annehmen, u. wir werden glücklich, o so glücklich werden!"

Er malte sich den Gedanken aus, wie er ihr vom Heiland der Welt reden und zeugen wollte, — wie sie mit gläubigem Herzen sofort zugriff und dann die denkbar beste, prächtigste Pfarrfrau werden würde — —

Ganz, ganz leise regte sich freilich die Frage dazwischen: wenn sie nun aber nicht will? . . . wurde jedoch von ihm mit Entschiedenheit zurückgewiesen, — seine Liebe würde sie sicher dahin bringen, zu wollen!

Ein kurzes Klopfen unterbrach seinen Gedankengang. Er öffnete, Oswald Klingner stand vor ihm. Herzlich hieß er ihn willkommen, und Oswald begann sofort vom vergangenen Abend zu reden.

Er erzählte Theodor, wie sehr er und seine beiden Freunde sich gefreut hätten, ihn dort zu sehen, und die Erinnerung an das, was er durchlebt hatte, ließ bei Theodor für den Augenblick alles andere in den Hintergrund treten.

„Nun darf ich Sie einladen," sagte Oswald, „an unseren wöchentlichen Zusammenkünften teilzunehmen, lieber Förster. Meine Freunde und ich kommen jeden Mittwoch abend bei mir zusammen, wo wir die Bibel lesen, darüber sprechen und miteinander beten. Wir nennen das unser „Bibelkränzchen", nicht wahr, nun kommen Sie auch dazu?"

„Von Herzen gerne," entgegnete Theodor warm, „es wird mir eine besondere Freude sein, mit Gleichgesinnten verkehren zu können. Werner Döllberg" — er brach kurz ab, ein trauriger Ausdruck trat in sein hübsches Gesicht.

„Ich verstehe Sie", sprach Klingner herzlich.

„Er ist mir der liebste Freund, er ist mir bisher mein Bruder gewesen," fuhr Theodor, mehr wie zu sich selbst redend, fort, „daß unsere Wege sich trennen sollen, — ich kann es kaum fassen."

„Wozu sollen sich Ihre Wege trennen?" fragte Oswald Klingner; „im Gegenteil, Sie sollen ihm mehr denn je ein Freund und Bruder sein, der nicht verfehlt, als getreuer Eckart ihn zu warnen und zu ermahnen."

„Wenn er d. nur zuließe," rief Theodor schmerzlich, „er hat es sich ein für allemal verbeten."

„Dann können Sie für ihn beten, daran kann er Sie nicht hindern," sagte Oswald, „u. wendet er sich von Ihnen, scheiden sich dann tatsächlich Ihre Wege, so ist das seine Sache, Sie können aber stets für ihn bleiben, was Sie waren, und nur um so inniger für ihn beten. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist! Doch nun kommen Sie, es ist die höchste Zeit zur Versammlung."

„Ich danke Ihnen, Klingner," erwiderte Theodor bewegt.

Ein fester Händedruck besiegelte die neue Freundschaft, die sich nie mehr lösen sollte.

Ziemlich schweigsam fuhren sie nach der Wilhelmstraße. Theodor fühlte sich durch die ganze Art und Weise Oswald Klingners ungemein angezogen, sein feines Verständnis für Werener tat ihm sehr wohl, — woher mochte es ihm gekommen sein, — — ob er ähnliches erlebt hatte? Und noch ein anderer Gedanke stieg in ihm auf: wenn er in dieser Sache ihn so verstand und gut beraten konnte, war es dann nicht auch möglich in der anderen Angelegenheit, die Lotte Henrici betraf?

Nach der Versammlung flüsterte er Oswald zu: „Ich muß dich noch sprechen", — denn Oswalds andere Freunde, die auch da waren, machten Miene, sich ihnen als selbstverstädlich anzuschließen. Aber Oswald erklärte ihnen lachend: „Heute müßt ihr mich schon mit Förster allein lassen, ich habe noch mit unserem neugefundenen Freunde mancherlei zu besprechen."

Fortsetzung folgt.

Siehe, ich muß doch sterben.... Was soll mir denn die Erstgeburt?!

(Von Peter Klassen)

Wir alle kennen den wilden, ungestümen Jägersmann, der seine Erstgeburt, das Recht, Erbe und Träger der göttlichen Verheißungen zu sein, für ein Linsengericht verkaufte.

Er hat es nicht unbewußt getan. Er hat es erst erwogen; oberflächlich zwar nur, aber das „Siehe!" zeigt an, daß er seinem Bruder, dem Erbschleicher, in die Karten gesehen hatte; zeigt an, daß er wohl weiß, hier macht er einen schlechten Handel, aber zu wenig interessiert für die Zukunft seiner Nachkommen, — mögen die doch für sich selber sorgen! — im Moment müde und hungrig von der wilden Jagd, und vor sich das rote, verlockende Gericht und den lüsternen Erbschleicher, begründet und entschuldigt er sein Tun und Handeln mit der Axiome: „Ich muß ja doch sterben. . .!"

Und mag dabei gedacht haben: „Und du, Fersenhalter, auch!", und fährt dann geringschätzig und verächtlich fort: „Was soll mir denn die Erstgeburt, wenn ich erst tot bin?!" Höhnisch mag er dabei gelacht und gedacht haben: „Und was soll sie dir, wenn du erst tot bist?"

So verachtet Esau seine Erstgeburt.

Und wie bitter rächte sich diese Verachtung und Leichtfertigkeit an Esau! Nicht so lange darauf heißt es von ihm: „. . . er schrie laut und ward über die Maßen sehr betrübt. . .", als es ihm zum Bewußtsein kam, was er alles für ein Linsengericht verhandelt hatte. In wilder Verzweiflung über den selbstverschuldeten, unwiederbringbaren Verlust schreit und fleht er: „Hast du denn nur einen Segen, mein Vater? Segne mich auch, mein Vater!"

Er, der vorher den Erbsegen gering gezählt und verachtet hatte, dessen Gedanken und Sinnen sich nicht bis über seinen Grabhügel, bis auf die Zukunft seiner Nachkommen erstreckt hatten, will sich jetzt schon mit einem zweitgradigen Segen begnügen, aber ungesegnet will er nicht bleiben: „Segne mich auch mein Vater!"

Und sein Vater segnet ihn auch. .! Doch ist das eigentlich kein Segen, sondern die Voraussage des Schicksals, das des Verachters und seiner Nachkommen harrt. (1. Mose 27.)

Auch Esau verspürte in seinem Herzen, daß der Segen kein Segen war, denn — „er ward seinem Bruder gram. . . !"

Und schon griff er zum Schwerte, das fortan sein Ernährer sein sollte, um seinen Bruder zu erwürgen. . .

Vertiefen wir uns in Gedanken in diese ganze Geschichte, so finden wir, daß das Grundübel in der Verachtung, Geringschätzung und Verwerfung all dessen lag, von dem Gott geboten hatte, daß es heilig gehalten werden sollte.

Esau war nicht in den Kreisen geblieben, wo er natürlicherweise hingehörte, nicht bei seiner Familie, nicht bei seinem Volke, sondern er hatte Verkehr und Gemeinschaft bei andern Völkern gesucht, war in die Welt gezogen, hatte ein anderes Leben geführt, war immer weiter abgekommen von seinem Volke und hatte sich schließlich Weiber von den Hethitern genommen. . . .

Heute noch gibt es Völker, die sich ihres Schwertes (er- ?) nähren, und sie behaupten: „Wir haben Esau zum Vater. . .!"

Heute kämpfen diese Nachkommen Esaus gegen die Nachkommen Jakobs, und jede neue Zeitung bringt uns Nachricht, wie der Kampf immer erbitterter wird, sich immer weiter ausbreitet. . .

Es ist möglich, daß die Pläne des internationalen Judentums, in Palästina die Zentrale des Welt-Bolschewismus aufzubauen, von wo aus es die ganze Welt unter seine Herrschaft zu bringen gedenkt, an dem Widerstande, den die Nachkommen Esaus ihm entgegensetzen, scheitern werden.

„. . . und es wird geschehen, daß du sein Joch von deinem Halse reißen wirst. . . ."

Sollte der Segen, der kein Segen war, doch ein Segen gewesen sein und jetzt erst in Kraft treten? Wer kann's sagen!

❋ ❋ ❋

Siehe, wir können uns doch nicht halten. . . !

Was sollen uns deutsche Sprache, Mennonitengeschichte, Deutschtum, Volkstum und all der Kram?!

So oder ähnlich höre ich manchen aus **unserem** Volke sprechen. Einige mit Bedauern, einige wirklich besorgt und tief niedergeschlagen, was die Zukunft uns und unseren Kindern bringen wird, einige leichtfertig, — ohne sich viel dabei und darüber zu denken —, und einige in dem Tone, wie Esau dort sprach, und diese Letzteren betonen besonders das „Siehe!"

Sie sind sich der Lage und was unserem Volke droht, wohl bewußt, aber — sie sind nicht mehr mit dem Herzen und mit ihrem Sinnen bei den Zelten ihrer Mutter, bei unserem Mennonitenvölklein. . .

Und sie gehen auf die Jagd. . .!

Und von Versailles und seinem Kinde wird alles gering geachtet, und sie sagen und verkünden es der Welt:

„Friede! Friede!" — Und ist doch kein Friede. . . (Jer. 6.)

Und — die Kanonen donnern und zerstören, was Jahrhunderte als Wahrzeichen der Zeit und alter Baukunst gestanden. (Alkazar.) Bombenflugzeuge lassen Tod und Verderben aus der Luft regnen; Maschinengewehre nähen durch Menschenleiber; Giftgase erwürgen und ersticken Krieger und friedliche Bevölkerung, — Luft, Erde und Meer speien Feuer und Tod. . . .

„Friede! Friede!"

— — —

„Du, Erde, höre zu. . . .!"

„Aber sie sprechen: „Wir wollen nicht!"

Einer braucht kein Politiker zu sein heute, um zu wissen, daß jede Minute ein neuer Weltkrieg entbrennen kann. Unheilschwanger ist die politische Atmosphäre. . ., schon zucken einzelne Blitze auf dem finstern Horizonte. . .! Jedes Zeitungsblatt erzählt von Verschwörungen, von neuen Aufständen, Massenstreiks, Revolutionen, neuen Kriegsverwicklungen u.a.m.!

Fieberhaft rüstet die ganze Welt zu dem großen Treffen. Was Wissenschaft, Technik und Kunst leisten können, wird in den Dienst des Kriegsgottes gestellt. Hunderte und Tausende der klügsten und weisesten Männer der Welt arbeiten Tag und Nacht an der Vervollkommnung der Mordmaschinen und an der Erfindung neuer, um Menschen, Völker, ja ganze Nationen zu vertilgen. Sie bauen Kanonen, Kriegsschiffe, Tanks und Bombenflugzeuge von solch ungeheuren Ausmaßen und solch unvorstellbar schrecklichen Zerstörungs- und Vernichtungswirkungen, wie es sich die Welt vor einem Jahrhundert noch nicht träumen ließ! Und was der sogenannte chemische Krieg an Menschenvernichtung leisten wird, sollte er einmal auf die Menschheit losgelassen werden, darüber können sich selbst Kriegsfachleute keine Vorstellung machen!

Wenn nicht Gott mit starkem Arm eingreift — ein Wunder geschieht,— scheint ein Weltkrieg unvermeidlich..!

Und wenn es plötzlich so weit sein sollte, was dann. . . .?!

Daß Canada nicht mit hineinverwickelt werden würde, darauf ist nicht zu hoffen! Daß unsere Regierung selbst mit der Möglichkeit rechnet, geht daraus hervor, daß auch sogar unser menschenarmes, friedliebendes Canada aufrüstet!

„Freiwillige vor!" würde es zuerst heißen.

Es würden sich sicher auch viele melden. Aber bald würde es an Kanonenfutter mangeln und dann. . . würde die Werbetrommel durchs Land gehen; man würde Menschen suchen, die blöde genug wären, sich selbst, ihr Leben zu verkaufen. Viele würden auch das tun, wie Tausende es im Weltkriege taten.

Jedenfalls würden Freiwillige und Söldner die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nur für kurze Zeit aufhalten, und dann würde es heißen: „Was Hosen trägt, nicht Krüppel und nicht blind ist, — unter die Waffen! Alle Mann an die Front!"

Was Rechte, Sonderrechte und Privilegien in solchen Fällen und Zeiten wert sind, haben ja die Mennoniten in der ganzen Welt zur Zeit des Weltkrieges zur Genüge erfahren!

Sicher ist, daß im Falle eines Krieges, in den Canada hineingezogen würde, es eine summarische Befreiung der Mennoniten (u. a. Kriegsdienst - Verweigerer) vom Kriegsdienste und Waffentragen wegen religiöser Ueberzeugung nicht geben würde. Es wird das dann für jeden einzelnen eine rein persönliche Angelegenheit sein. Jeder einzelne, der den Kriegsdienst verweigern sollte, würde sich persönlich verantworten und seine Einstellung, seine religiöse Ueberzeugung klarlegen, begründen und verteidigen müssen.

Und da würde es dann heißen: Jeder sei seiner Meinung — Ueberzeugung — gewiß, und wer sich lässet dünken er stehe, der mag wohl zusehen, daß er nicht falle! —

Wie aber kann einer feststehen, wenn er keine Meinung, keine Ueberzeugung hat?!

Haben die Mehrzahl unserer Jünglinge und die etwa in Betracht kommenden Männer eine feste, religiöse Ueberzeugung, zu der sie in guten und in bösen Zeiten, im Leben bis in den Tod treu stehen würden?

— Törichte Frage? —

Wir wollen einmal (und müssen!) nicht über die Wirklichkeit hinwegsehen oder versuchen, um sie herumzuschlüpfen, sondern. . ., — die Dinge mit rechten Namen nennen?

Es ist schon in den Blättern darüber geschrieben worden, daß unsere Jungmannschaft in Rußland, wenn sie ihre Glaubensüberzeugung darlegen, begründen und im Gerichte verteidigen sollte, es nicht hat tun können.

Andere behaupten das Gegenteil, — sie sollen es vorzüglich gekonnt haben!

Ich habe wohl über sechzig Fälle gehabt, wo ich, von 1916 bis 1924, menn. Jünglinge, bezw. Männer, mit Gottes Hilfe habe vom Waffendienste befreien dürfen. Ich kann nicht anders als behaupten: Sie konnten es nicht! Meine sechzig nicht und die Mehrzahl aller Mennoniten auch nicht!

Es waren unter meinen sechzig solche, die einfach sagten: „Ich glaube, Töten ist Sünde, u. darum nehme ich das Gewehr nicht!"

Ich bin überzeugt, sie hätten's nicht genommen, aber fast so überzeugt bin ich auch, daß die Roten sie über den Haufen geschossen hätten, und die Kosaken wahrscheinlich auch. Den mobilisierenden Kosakengeneralen, den Roten Gewalthabern genügte das nicht, und später den Roten Gerichten ebenfalls nicht, die wollten eine stichhaltige Begründung und geschichtliche Daten haben.

Die konnte von meinen sechzig nicht einer geben!

Denkt vielleicht mancher der Leser: Der hat da irgendwo am Ende der Welt gewohnt, wo nicht Schulen usw. waren, — alles ungebildetes Volk . . .

Weit gefehlt! Es waren unter diesen sechzig Zentralschullehrer, erfolgreiche Kaufleute, Mühlen- und Gutsbesitzer und auch Bauern.

Bei vielen dieser sechzig mangelte es nicht an der bei uns durchschnittlichen besseren Bildung, aber es fehlte ihnen das geschichtliche Wissen, das Zuhause- und Verwachsensein mit der Geschichte unseres Volkes, unseres Bekenntnisses, unserer Glaubenslehre.

(Fortsetzung folgt)

Briefkasten.

J. J., Lena. — Runschau wird regelmäßig zum Sanatorium geschickt; ist bezahlt bis Ende Februar.

P. S., Edmonton. — Jugendfreund ist noch immer regelmäßig abgeschickt worden.

Adressenwechsel.

Früher: 8751 Marine Dr. W., jetzt: 1583 W. 65th Ave., Vancouver, B. C. Joh. J. Neufeld.

Früher: Vineland, Ont., jetzt: Niagara on the Lake, Ont. N. J. Dyck.

„Um die deutsche Sache".

Das Buch von H. Schröder, „Rußlanddeutsche Friesen", ist zu beziehen von J. J. Friesen, 634 Redwood Ave., Winnipeg, Man., zum Preise von nur 90 Cents.

— Ankara, Turkei. Die Türkei wird aus dem Völkerbund austreten, hieß es hier, falls ihr Disput mit Frankreich über die Verwaltung der syrischen Städte Antiochia und Alexandrette keine für sie günstige Lösung findet. Die Türkei fordert bekanntlich, daß beiden nahe der türkischen Grenze gelegenen und größtenteils von Türken bevölkerten Städte gesondert vom übrigen Syrien verwaltet werden, das bis 1939 ein französisches Mandat ist.

— New York. Amerikanischen Zeppelin-Erbauern, welche die Absicht haben, sich im Jahre 1939 Deutschland im internationalen Luftschiffverkehr anzuschließen, stehen die Pläne für das Luftschiff „Hindenburg", welches jetzt im Betrieb ist, sowie für sein Schwester-Luftschiff „LZ. 130", welches jetzt in Konstruktion begriffen ist, ohne Umstände zur Verfügung, wie Dr. Hugo Eckner bei seiner Ankunft in der hiesigen Stadt bekanntgab.

Der berühmte Luftschiffführer traf auf dem deutschen Dampfer „Hansa" hier ein. Es war das erste Mal, daß er nicht im Luftschiff nach New York kam, und er sagte, die Reise habe ihm sehr gefallen. Er sagte u. a.:

„Ich glaube nicht, daß Luftschiffe jemals Dampfer verdrängen werden. Zu vielen Personen gefällt das Leben an Bord von Ozeandampfer. Mir selbst geht es so."

— Nanking. Zu einer Konsolidierung der Stellungen der kommunistischen Streitkräfte und einer beträchlichen Vermehrung der „Roten Chinesischen Armee„ haben, wie sich nun herausstellt, die dramatischen Ereignisse in Nord- u. Nordwest-China mit der nun liquidierten Rebellion Chang Hsueh-Liangs geführt.

Bisher hatte man es im Norden und Nordwesten nur mit versprengten kommunistischen Heerhaufen zu tun; nun aber vollziehen die Kommunisten dieser Landesteile eine rasche Konzentration und Stabilisierung ihrer militärischen Macht, die sich bereits auf 40 Bezirke der Provinz Kansu, sowie auf weite Gebiete der angrenzenden Provinzen Shensi, Ninghsia und Suiyan erstreckt. Das Kommunistenheer zählt gegenwärtig etwa hunderttausend Mann.

— Frankfurt a. M. Die weltberühmten Opelwerke können dieses Jahr auf ein 75jähriges Bestehen zurückblicken. Aus einer kleinen Nähmaschinenschlosserei schuf Adam Opel das Werk, das weit über Deutschlands Grenzen hinaus zu einem wichtigen Faktor des internationalen Automobilmarkts wurde. Mit einer Produktion von über 120,000 Wagen im Jahre 1936 hat das Opelwerk einen Platz in der vordersten Reihe der Automobilproduzenten der Welt errungen und steht heute etwa an achter Stelle der Weltfabriken.

— Ottawa. Es heißt hier, daß die canadische Regierung in der beginnenden Parlamentssitzung ein Gesetz vorlegen wird mit dem Ziel, die Teilnahme von canadischen Freiwilligen am spanischen Bürgerkrieg zu verbieten. Ebenso soll eine solche Teilnahme an irgendwelchen fremden Kriegen ungesetzlich gemacht werden.

Der Eintritt von Canadiern in fremde Streitkräfte ist verboten unter den Bestimmungen der „Foreign Enlistment Act", der für das ganze britische Reich Geltung hat. Das Gesetz aber verbietet nur die Teilnahme an internationalen Konflikten und sagt nichts von einem Bürgerkrieg.

Es wurde hier in gewissen Kreisen gesagt, daß die Regierung Amendierungen zu dem Gesetz vorhabe, welche Strafen für solche vorsehen sollen, die sich der Streitmacht irgend einer Seite in einem Bürgerkrieg anschließen, oder die andere dazu bewegen wollen, sich einer Seite zur Verfügung zu stellen.

— Foreign Enlistment Act — auf diesen Fall Anwedung findet. Dies Verbot besagt, daß jeder einer Strafe von zwei Jahren Gefängnis verfällt,

1. der sich für den Militär-, Marine- oder Luftdienst irgend einer der am spanischen Bürgerkrieg beteiligten Seiten anwerben läßt;

2. der andere Personen dazu bewegt, solchen Dienst anzunehmen.

Auch ist es nicht erlaubt „daß irgend ein Bürger des Ver. Königreichs das Land verläßt mit der Absicht, sich in einem solchen Dienst für die Bürgerkriegsparteien zu begeben.

— Belgard. Rudolf Heß, der Stellvertreter des Führers, betonte in einer Unterredung mit dem Belgrader Vertreter der „Prawda", Deutschland wünsche als Land des Friedens gute Beziehungen zu allen Nachbarländern. Es wolle keinen Krieg. Der Führer und seine Mitarbeiter hätten am Weltkrieg teilgenommen und wüßten, was Krieg bedeute. Wenn aber jemand Deutschland angreife, werde er auf stärkten und entschlossensten Widerstand stoßen.

— Dublin. Fünfhundert irische Faschisten, die nach Spanien abreisen wollten, um für ihre dortige Gesinnungsgenossen zu kämpfen, bleiben bis auf weiteres zu Hause. Ein Schiff der spanischen Faschisten, das sie in Irland abholen sollte, ließ sich nämlich nicht erblicken. Enttäuscht kehrten die Faschisten aus einem Küstendorf, wo sie auf das Schiff gewartet hatten, nach Dublin zurück.

— Bukarest. Die Umschichtung der Wirtschaftsstruktur Rumäniens von einem ausgesprochenen Agrarland zu einem Staat, der sich durch Industrialisierung von dem Bezug von Fertigwaren aus dem Ausland möglichst unabhängig machen will, schreitet unaufhaltsam vorwärts.

Geschichtsstudium.

**Adolf Hitler an der Nordsee.
Hinterm Deich.**

Schluß.

Doch Vater Tiarks liest jetzt keine großen Reden. Er hat eigentlich nur eine Frage: Wo ist wohl der Führer? Darum stöbert er genau die ganze Zeitung durch. Nun hat er es gefunden:

„Hitlerkundgebung in Oldenburg am 29. Oktober 1932. Am gleichen Tage, nur später, Hitlerkundgebung in Aurich (Ostfriesland).“

Da freut sich Vater Tiarks, denn er hofft, daß da vielleicht der Führer wieder an die Nordsee kommt. Doch dann fällt sein Blick auf eine andere Zeitungsanzeige:

„Adolf Hitler spricht Sonntag, den 30. Oktober, in Dortmund (Westfalen).“

Nein, dann wird der Führer nicht nach Horumersiel kommen, sondern gleich von Aurich nach Westfalen. So denkt Vater Tiarks.

Es ist halb acht Uhr abends.

Fernruf! — Tiarks nimmt den Hörer ab.

„Hier Brückner, Adjutant d. Führers. Wir sind in Aurich und möchten Sie einmal wieder besuchen. Wir kommen gegen neun Uhr mit zwanzig Herren. Richten Sie warmes Essen her und sorgen Sie auch für warme Zimmer. Was der Führer ißt, wissen Sie ja. Wir hätten gern Fische.“

Also der Führer kommt doch! Das ist für Tiarks eine unbändige Freude. Er muß sich aber gehörig sputen, wenn um neun Uhr alles beieinander sein soll. Rasch holt er Arbeitshilfe, und nun beginnt ein Treppauf und Treppab im Hause und ein Schälen, Putzen und Kochen, daß es eine Art ist. Punkt neun Uhr ist alles fertig. Im Zimmer Nummer sechs ist sogar ein elektrischer Heizofen aufgestellt.

Im gleichen Augenblick stoppen auch schon die Autos vorm Strandhotel. Vater Tiarks geht flink nach draußen. Hui, wie der Wind pfeift und der Regen ins Gesicht schlägt!

Da ist der Führer! Etwas müde und abgespannt sieht er aus. Doch fröhlich schlägt er Vater Tiarks in die Rechte.

„Wir sind mal wieder da, Vater Tiarks. Nur schade, daß man bei diesem Wetter nicht an den Strand kann!“

Schnell huscht alles ins Haus. Da ist man vor Wind und Regen geborgen. Ebenso rasch sind auch die Zimmer verteilt, und nach zwanzig Minuten sitzen alle Gäste wieder wie damals im Mai am langen Tisch zu essen. Auch das Gästebuch wird wieder ausgefüllt, wie es sich gehört:

„Hanfstaengl, Ernst, München.
Schaub, Julius, München.
Brückner, Wilhelm, München.
Heinrich Hoffmann, München.
Dr. Dietrich, Pressechef, München.“

Erst ganz zuletzt schreibt sich der Führer ein:

„Adolf Hitler, Reg.-Rat, Schriftsteller.“

Ja, der Führer ist tatsächlich Regierungsrat. Die Braunschweiger nationalsozialistische Regierung hat ihn dazu gemacht, um ihm gleichzeitig damit die Staatsangehörigkeit zu geben. Er hatte durch seine Teilnahme am Weltkrieg auf deutscher Seite die ihm gebührende österreichische Heimatberechtigung verloren. Die Herren Minister in Berlin aber wollten ihm keine neue Staatsangehörigkeit geben. Nun haben es die Braunschweiger getan.

Wieder sitzen alle Gäste noch lang hinterher zusammen im Gespräch. Auch Vater Tiarks muß erzählen. „Was macht Horumersiel? Was macht das Rettungsboot? Was macht die Fischerei?“ Doch den Heizofen muß der Wirt wieder aus Zimmer sechs herausnehmen. So etwas brauche er nicht, sagt Hitler zu ihm.

Sonntag früh kann der Führer wieder aus seinem Fenster auf Strand und Watt schauen. Doch alles ist grau verhangen von Nebeldunst. Aber frisch und kräftig ist wie immer die Salzluft zu 'püren. Und das ist auch schon ein Genuß.

Das Verweilen kann nur kurz sein. Dortmund ruft. Ein Flugzeug soll ihn rasch ins Westfalenland bringen.

Da wird gemeldet, daß der Flugplatz Mariensiel bei Wilhelmshaven zu sehr aufgeweicht sei. Ein Abflug von dort sei gefahrvoll. Erst gestern sei ein Flugzeug vollständig umgekippt.

Da bleibt nicht anderes übrig, als mit dem Auto nach Bremen zu fahren und von dort ein Flugzeug zu nehmen.

Nun wird der Aufenthalt noch kürzer. Die Mercedeswagen fahren schon wieder vor. Der Führer schaut noch einen Augenblick über den Deich, verabschiedet sich von seinem treuen Gastgeber mit freundlichen Worten und fährt davon, neuen Kämpfen entgegen . . .

Reichskanzler!

Genau ein Vierteljahr später (30. Januar 1930) marschiert durch die nächtlichen Straßen von Berlin eine unendliche Reihe von Fackelträgern. In die Wilhelmstraße schwenkt die Feuerschlange ein. Dort branden an den Häusern des Reichskanzlers und des Reichspräsidenten die Heilrufe hoch, wieder und immer wieder. Lieder klingen auf. Es ist ein Jubel ohnegleichen.

Adolf Hitler ist Reichskanzler geworden, von Hindenburg dazu genannt.

Nun ergreift der Führer wirklich das Steuer des Reichsschiffes. Es wird anders in Deutschland!

*

Zwischen der ungeheuren Arbeit, die jetzt für den Führer kommt, denkt er doch noch ab und zu an das kleine Fischerdorf an der Nordsee.

Eine Frau aus Wilhelmshaven kommt auf ihrer Alpenfahrt mit vielen anderen, die täglich am Landhaus auf dem Obersalzberg entlangströmen, bei dem Führer vorbei. Sie ruft ihm einen Gruß zu aus Horumersiel. „Grüßen Sie bitte Vater Tiarks!“ heißt die Antwort, und die Frau hat diesen Gruß auch getreulich überbracht.

Und Brückner, der Adjutant, schreibt eines Tages sogar einen Brief, worin er vermerkt, daß sie noch einmal wiederkommen wollen.

Admiral Raeder von der Marine sagt: „Wir werden ihn dann mit einem Boot von Wilhelmshaven herbringen.“

Auf das Wiedersehen freut sich ganz Horumersiel, Vater Tiarks aber am meisten. Er hat zur Erinnerung an den dreimaligen Führerbesuch das kleine Zimmer, worin damals Adolf Hitler oft gearbeitet hat, mit allerlei Büchern und Bildern von ihm geschmückt. Das ist nun das Hitler-Gedenkzimmer.

Und wir im Gau Weser-Ems . . . wir freuen uns mit.

Ende.

Rinelds Reise nach Rußland.

Immer weiter, immer weiter trägt die „Frauke Maria“ Rineld und Jan —sie liegt jetzt in der Ostsee platt vor dem Wind und machte rasche Fahrt, die Segel knattern ein wenig, und der Luftzug gibt erfrischende Kühle an dem heißen Tag. Es ist Mittag, und Jan „nimmt die Sonne“ — er berechnet nach ihrem Stand die Breite, auf der sie sich befinden, und seine junge Frau sieht ihm aufmerksam und sachverständig zu. Oh, nicht alle Schifferfrauen verstehen das — doch Jan hat ihr vieles erklärt, und hat sie nicht schon als Kind, wenn er mit ihren Brüdern von der Steuermannschule in Timmel kam, ihre schwierigen Aufgaben leichter gelöst als die großen Männer? — Sie lernt, daß ein Mann in seiner Arbeit ein anderer ist als daheim, sie weiß, daß Jan an Bord hart und streng sein kann, und daß er ein scharfes Kommando hat. Oh, vieles, vieles weiß sie heute, was die kleine Rineld in ihren Mädchenträumen nicht ahnte —.

Sie hat sich auf die Ladeluke gesetzt, der Wind spielt mit den blonden Löckchen, die sich aus dem glatten Scheitel stehlen, und die grauen Augen in dem mädchenhaften Gesicht schweifen in versonnenem Leuchten in die Ferne. Dort hinten verschwand vor kurzem Kopenhagen — wie eine Zauberburg glänzte es in der Sonne, als sie durch den Sund fuhren. Am Anfang ihrer Reise hatten sie viel schlechtes Wetter, in der Nordsee packte sie ein furchtbarer Gewittersturm, dessen Ausläufer noch im Skagerrak zu spüren waren, und böse hat die Seekrankheit ihr zugesetzt, von der, eigenartig genug, nicht einmal Jan verschont bleibt —. Angst? — ach — sie ist ein Seemannskind und weiß, daß wir alle dahin müssen, wenn Zeit und Stunde gekommen sind —. Und — war Jan nicht bei ihr? — Sie hebt die Augen und blickt auf die auf sie gerichteten ihres Mannes, und sie lächeln sich zu, daß dem Steuermann am Ruder ganz wunderlich ums Herz wird.

Eibo Gerdes Eiben stammt von dem gleichen ostfriesischen Siel und hat die Beiden stets gekannt. Gut, ein Schiffer muß heiraten, damit er jemand hat, der seinen Kram in Ordnung hält, und damit er weiß, wo er hingehört, wenn er an Land ist. Wenn die Frau einmal mitfährt, so ist das in den meisten Fällen ein notwendiges Uebel — sie paßt scharf auf, daß an Land nicht zuviel Geld ausgegeben wird, und überhaupt — er hat so seine Erfahrungen! — Aber hier?

Während der untersetzte Mensch mit dem ruhigen, blonden Gesicht seine scharfen Augen nach allen Seiten schweifen läßt, denn es heißt hier bei dem scharfen Schiffsverkehr doppelt Obacht geben, wandern seine Gedanken immer wieder zurück — daß der Schiffer damals auf der ersten Reise, als die junge Frau so seekrank war und das schwere Essen nicht vertragen konnte, extra vom Kanal aus Deal anlief, um frisches Fleisch zu kaufen, war wirklich allerhand gewesen! — Und wie war es in Oporto? — Um zu vermeiden, daß das Schiff in Quarantäne kam, weil die junge Frau sich kaum auf den Beinen halten konnte, nahmen der Schiffer und er sie zwischen sich, als sie an Land gingen — es läuft ihm noch heiß den Rücken herunter, wenn er daran denkt, wie schwer sie sich auf seinen Arm stützte und blaß und lieb sie aussah —. Früchte hat Jan Taaks ihr dort gekauft, sie essen Fische, die vor ihren Augen in einem Kessel voll glühenden Oels geröstet werden, und in der warmen Sonne des Südens blüht Rineld auf wie eine Blume —. Weit fliegt der Priem — ja, ja, der Wein dort war gut —.

Segel streichen an ihnen vorbei, stehn leuchtend gegen die strahlende Himmelsbläue, sich mit dieser in dem leichtbewegten Wasser spiegelnd. Nicht immer ist die Ostsee so sanft, sagt Jan, viel gefährlicher ist sie, die von allen Seiten eingeschlossen ist, als die offene Nordsee, in welcher Sturm und Wellen sich bis in den uferlosen Ozean hinein ausrasen können. Tückisch ist sie und hinterlistig, wie alles zu enggefesselte, und jäh steigt oft ein Wetter herauf, Schiff und Mannschaft zum Verderben —. Doch diesmal segeln sie bei dem herrlichsten, beständigen Sommerwetter weiter, immer weiter nach Osten — —. Längst ist Bornholm passiert, ganz in der Ferne taucht schon Gotland auf, und fern, fern im Süden grüßen die Wälder der deutschen Küste wie ein feiner, dunkler Hauch. Ueber das Deck hin klingen die Psalmen, die David, der herkulische, schwarze westindische Koch, den Jan in Amsterdam angeheuert hat, in rührend kindlicher Frömmigkeit auf englisch singt. Er und der große, sture Norweger sind die einzigen Fremden — die andern der sechsköpfigen Besatzung sind Landsleute. Rineld hat für sie alle ein freundliches Wort und ihr gutes Lächeln, aber sie bleibt ihnen auch fremd und fern. Ach, es ist ihr oft gar nicht gut, und es gibt Tage, an denen sie nur von ein wenig trockenem Hartbrot lebt.

Männer die in frischer Luft viel harte Arbeit tun müssen, brauchen ordentlich Erbsen- und Bohnensuppe, mit tüchtig Speck und Salzfleisch darin. Woher sollen sie auf hoher See für Rineld etwas anderes nehmen? Sie weiß, daß es nicht andern sein kann, u. doch freut sie sich, wenn David ihr zuweilen voll strahlender Unterwürfigkeit einen kleinen Kuchen bringt, den er für sie gebacken hat.

Der Steuermann sieht sie aufmerksam des Schiffers weisender Hand folgen, der Wind trägt ihm ihre klugen Fragen und seine eingehenden Erklärungen zu — irgend etwas in ihm krampft sich zusammen —. Wieder fliegt der Priem — daß es so etwas gibt! — daß sowas menschenmöglich ist —.

Fortsetzung folgt.

Gesucht.

Wer kann mir die Adresse von Jacob Penner und Aganetha Penner geben, früher bei St. Anne, Man., wohnhaft. Bitte!

Hugo Carstens.
250 Portage Ave., Winnipeg.

Sterbe- oder Beerdigungskasse der Mennoniten Saskatchewans.

Bei der gegenwärtigen schweren wirtschaftlichen Lage ist es oft fast unmöglich, die Kosten einer Beerdigung aufzubringen. Unsere Kasse nimmt jetzt Mitglieder zwecks gegenseitiger Unterstützung in solchen Fällen auf.

Der jährliche Beitrag ist 60 Cents. Die Mithilfe beträgt $50.00. Die Kasse beginnt ihre Tätigkeit, wenn die Zahl von 200 Mitgliedern erreicht ist. Kinder von 5 Jahren an und alle Erwachsenen werden als Mitglieder aufgenommen. Natürlich kann die Sache nur bei einer allgemeinen Beteiligung durchgeführt werden.

2 Monate sind als Probezeit vorgesehen. Während dieser Zeit berechtigt ein Todesfall nicht auf Mithilfe der Kasse. Alle Anfragen und jährlichen Beiträge richte man an G. Töws, 1340 Ave. E, North Saskatoon.

Neueste Nachrichten.

— **Chicago.** **Gewaltige Temperatur**unterschiede, die in den letzten Tagen geherrscht haben, sind dafür verantwortlich, daß plötzlich eine starke Zunahme von Influenzaerkrankungen und Lungenentzündung eingetreten ist.

Nach Angabe des Bundesgesundsamtes in Washington sind in der mit dem 26. Dezember abgeschlossenen Woche 2,088 Fälle von Influenza gemeldet worden. Seitdem sind jedoch Tausende von neuen Fällen hinzugekommen. Besonders schlimm ist die Lage in Chicago, wo durchschnittlich täglich 316 Fälle gemeldet werden; normal werden um diese Zeit täglich 40 Fälle gemeldet.

— **London.** Fünf ältere **englische Kreuzer**, die verschrottet werden sollten, bleiben „angesichts der Verschlechterung der allgemeinen internationalen Lage" im Dienst, so erklärte Sir Samuel Hoare, der erste Lord der Admiralität, im Unterhaus.

— **Rom. Großbritannien und Italien unterzeichneten** eine Vereinbarung, die den „status quo" im Mittelmeer garantiert und eine engere Zusammenarbeit der beiden Nationen gewährleistet, wie amtlich bekanntgegeben wurde.

In einer kurz gefaßten Kundgabe wurde der Welt früh die wichtige Nachricht übermittelt, daß die Reibung zwischen England und Italien, die letztes Jahr um diese Zeit in einen offenen Konflikt auszubrechen drohte, beseitigt worden ist.

Virginio Gayda, der amtliche italienische Publizist, jedoch machte es klar, daß das italienisch-britische Uebereinkommen die deutsch-italienische Einheitsfront den europäischen Problemen gegenüber, Spanien eingeschlossen, in keiner Weise berührt. Diese Einheitsfront, sagte er, wird stets das Rückgrat der italienischen Außenpolitik bilden.

Gayda sagte ferner, die Franzosen hätten bis zum letzten Augenblick versucht, sich an dem Mittelmeer-Uebereinkommen zu beteiligen, „oder wenigstens sein Zustandekommen zu verzögern." Er versicherte indessen, Italien habe nicht die Absicht, eine feindselige Haltung Frankreich gegenüber einzunehmen, sondern sei lediglich bestrebt, eine Klarstellung der französischen Politik Spanien gegenüber, „die einen integrierenden Bestandteil des Mittelmeer-Problems bildet," zu erzielen.

— **Washington.** **Präsident Roosevelt** sagte in seiner Weihnachtsbotschaft an die Nation, daß die Bergpredigt des Heilandes ebenso für die Bedürfnisse der Menschen und Nationen heutzutage paße, als damals, wo sie zum ersten Mal von dem Hügel an dem See in Galiläa verkündet wurde.

— **Mexico City. Die der Dritten Internationale** angeschlossene kommunistische Partei Mexicos gab eine Erklärung heraus, in der ausgeführt wird, daß Leon Trotzkys Aufnahme in Mexico „mit allen Mitteln verhindert" werden sollte. (Trotzky, der aus Rußland verbannt wurde, ist von Norwegen unterwegs nach Mexico, dessen Regierung ihm die Aufenthaltserlaubnis erteilte. Er soll dort zwischen dem 10. u. 15. Januar eintreffen.)

— **Washington. Präsident Roosevelt** unterbreitete einem sympthetischen Kongreß einen bedingungsweise ausgeglichenen Haushalt und legte dar, daß die Regierung im 1939 Fiskaljahr damit beginnen wird, ihre nationale Schuld zu verringern.

Eine Reaktion zeigte sich unmittelbar und war im allgemeinen günstig, sowohl seitens der Kongreßmitglieder, die dem Präsidenten in seiner Bemühung um ein bilanziertes Budget beistehen müssen, wie auch seitens Wall Street. Der Aktienmarkt begann kurz nach Verlesung der Botschaft im Kongreß einen langsamen Aufstieg.

Senatoren und Repräsentanten zeigten zum größeren Teil ihre Willigkeit an, Roosevelt in seinen Bestrebungen die Regierungsausgaben zu vermindern, zu unterstützen, obwohl Gefahr durch eine Gruppe Gesetzgeber der westlichen Staaten drohte, die Nothilfeverwilligungen fordern, welche die Grenze der von dem Präsidenten vorgezeichneten überschreiten.

— **Washington. James Roosevelt Jr.**, 29 Jahre alt, wird vom 1. Juli ab Sekretär seines Vaters werden und ein Jahresgehalt von $10,000 beziehen.

— **Ottawa. Am 14. Januar trat das** canadische Parlament in Ottawa zusammen. Von politischen Beobachtern wird jetzt schon das Gesetzgebungsprogramm vorausgesagt.

— **Winnipeg, Man. Canadas Weizenbehörde** reduzierte den von ihr kontrollierten Weizenbestand von 343,549,538 Buscheln am 1. Dezember 1935 bis auf 84,698,652 Buschel am 1. Juli 1936. Bei dieser Vermarktung hatte die Behörde einen Verlust von $11,858,104.18 zu verzeichnen. Dieser Bericht wurde soeben von James R. Murray, den Vorsitzenden der neuen Getreidebehörde von Canada herausgegeben.

— **Washington. Präsident Roosevelt** hat den Versuch des Versandes von amerikanischen Flugzeugen und Motoren nach dem vom Bürgerkrieg zerrissenen **Spanien als unpatriotisch bezeichnet.**

In einer Pressekonferenz nahm er Bezug auf den Exporteur Robert Cuse von New Jersey, Haupt der Vimalert Co., dem das Staatsdepartement widerstrebend die Erlaubnis zur Ausfuhr von Flugzeugen und Motoren im Werte von $2,777,000 nach Spanien gegeben hat. Er sagte, unter den Kongreßmitgliedern herrsche darüber begreifliche Verstimmung und Empörung, und der Kongreß werde in seiner nächsten Sitzung sicher etwas tun, um die Schlupflöcher im gegenwärtigen Neutralitätsgesetz zu verstopfen.

Regeln des Schülerwettbewerbs 1936-37

des Deutsch-Canadischen Bundes von Manitoba.

An die Interessenten des deutschen Schülerwettbewerbs in Manitoba wird nachstehendes Rundschreiben versandt, das — mit geringen Aenderungen — auch für die breitere Oeffentlichkeit der Beachtung wert ist.

1. Die Anmeldefrist für den Schülerwettbewerb ist bis zum 31. Januar 1937 verlängert. Die Anmeldungen sollen enthalten: Name, Alter, Schulgrad und genaue Anschrift. Die Einsendung der Arbeiten und der Prüfungsergebnisse aus den Leseproben sollte bis 15. Februar erfolgen.

2. Der Wettbewerb besteht aus:

Gruppe I: Für Schüler der unteren Schulgrade, die noch **keinen selbständigen Aufsatz** abfassen können,
a) **Diktat**
b) **Leseprobe.** Wir bitten den Lehrer oder Geistlichen, die Leseprobe nach eigenem Gutdünken auszuwählen. Bei der Mitteilung der Prüfungsergebnisse im Lesen bitten wir, die Schüler in der Reihenfolge ihrer Fertigkeit im Lesen anzuführen.

Gruppe II: Für Schüler der mittleren und höheren Schulgrade und für Studenten der „high schools".
a) **Diktat.**
b) **Aufsatz.**

3. Länge des Aufsatzes für alle Gruppen 150—200 Worte.

4. Alle Aufsätze und Diktate müssen mit Tinte geschrieben sein.

5. Die Schüler haben in der rechten oberen Ecke des Aufsatzblattes Familiennamen, Vornamen, Alter, Schulgrad und genaue Anschrift anzugeben. Deutlich schreiben!

6. Die Prüfung bitten wir, wenn irgend möglich, in der ersten Hälfte des Februar abzuhalten. Den Umschlag mit dem Text des Diktats und den Aufsatzthemen ersuchen wir, erst am Prüfungstag zu öffnen.

7. Lehrer, Geistliche oder Eltern bestätigen durch Unterschrift, daß die Arbeiten von den Kindern selbständig ohne Hilfe verfaßt sind.

8. Der Deutsch-Canadische Bund von Manitoba ernennt den Prüfungs- und Preisrichterausschuß, dessen Maßnahmen und Entscheidungen endgültig sind.

9. Preise werden an die Lehrer oder im Einzelfall an die Kinder gesandt.

10. Ueber den Verlauf des Wettbewerbs und die Verteilung der Preise wird in den deutschen Zeitungen berichtet.

11. Die Ergebnisse des Schülerwettbewerbes werden Mitte März 1937 anläßlich eines großen Festes in Winnipeg bekanntgegeben.

12. Alle Anfragen und Zusendungen sind zu richten an den Schriftführer des Bundes: Walter Becker, 360 Ottawa Ave., Winnipeg, Man.

Der Vorstand des Bundes dankt allen herzlich, die ihre Kraft und Zeit in den Dienst des Schülerwettbewerbes stellen und zur Erhaltung und Förderung der deutschen Sprache und Kultur in unserer Provinz beitragen. Kinder deutschen Blutes, bewahrt Euer Deutschtum und die Sprache Eurer Eltern. Erweist Euch Eurer Abstammung würdig; Ihr werdet dadurch Eurer Heimat Canada um so wertvoller!

Winnipeg, im Januar 1937.

Der Vorstand des D. C. B. v. M.

Der Ausschuß des Schülerwettbewerbes 1936/37.

— **Deutschland schlägt in seiner Antwortnote** an England und Frankreich vor, daß alle ausländischen Teilnehmer am Bürgerkriege in Spanien entfernt werden sollen, einschließlich der „politischen Agitatoren", mit denen offensichtlich die kommunistischen Emissäre aus Moskau gemeint sind. Die deutsche Regierung geht in der Angelegenheit geschlossen mit Italien zusammen.

— **Toronto. Wie Tim Buck, Sekretär** der kommunistischen Partei von Canada soeben bekanntgab, finden am 29., 30. und 31. Januar in Toronto die Sitzungen der Kommunistenführer von ganz Canada statt. Auf der Tagesordnung stehen Besprechungen bezüglich des Konflikts zwischen den Gewerkschaften in den Ver. Staaten. Wie Tim Buck erklärt, stehen die canadischen Kommunisten einhundertprozentig auf Seiten der von John L. Lewis angeführten industriellen Arbeiter-Organisation, die sich von der amerikanischen Arbeitergemeinschaft losgesagt und radikale (kommunistische?!) Ziele verfolgt.

— **New York. Die Regierung Ekuadors** ist auf die Idee verfallen, alle Kommunisten des Landes nach den Galapagos Inseln zu deportieren, wo sie ihren politischen Wünschen und Gelüsten nach Herzenslust frohnen können, ohne daß ihnen irgend eine obrigkeitliche Behörde in die Quere kommt.

Die Regierung von Ekuador weiß, daß die Galapagos Inseln nicht gerade eine „Teufelsinsel" nach französischem Vorbild sind, aber auch kein Paradies, in dem es sich herrlich und in Freuden leben würde, obwohl eine der Inseln den Namen „Paradiesinsel" führt.

Das neue Gesetz Ekuadors, das die Deportierung der Kommunisten und aller anderen radikalen Elemente bedingt, die es auf den Sturz der Regierung abgesehen haben, läßt an Deutlichkeit kaum etwas zu wünschen übrig. Es sagt ausdrücklich, daß der Kommunismus oder irgend eine andere Lehre, die auf den Sturz der Regierung hinarbeitet, in Ekuador ungesetzlich und nicht existenzberechtigt sei.

Das Gesetz ist bereits in Kraft und 30 Personen, darunter etliche Ausländer, die kommunistischer Umtriebe überführt wurden, haben jetzt Gelegenheit, auf den Galapagos Inseln ihre Ideen zur Geltung zu bringen, ohne daß ihnen diese irgendwie obrigkeitlich verwehrt würde.

— **Hsinking, Mandschukuo. Seitens** des japanischen Hauptquartiers wurde angegeben, daß das Außenamt Mandschukuos bei der Regierung der äußeren Mongolei gegen angebliche wiederholte Grenzverletzungen protestierte. Angeblich terrorisieren die Soldaten der äußeren Mongolei die Grenzbewohner, entführen Bürger und stehlen Vieh.

— **Wien. Eduard, der frühere König** von England, und Alfons, der frühere König von Spanien, speisten in letzter Woche in einem hiesigen Hotel zusammen und hatten dabei eine eingehende Unterhaltung. Alfons befand sich auf dem Rückweg von der Beerdigung des Erzherzogs Friedrichs, des früheren Oberkommandanten der österreichisch-ungarischen Heere, die in Budapest stattfand, und verabredete bei dieser Gelegenheit ein Treffen mit Eduard.

— **Moskau. Vier schwere Erdstöße** erschütterten Erivan, die Hauptstadt von Sowjetarmenien, meldet die Taß-Nachrichten-Agentur. Die Stadt von 64,000 Einwohnern hat keinen Schaden erlitten. Die ersten beiden Erdstöße dauerten ungefähr je 12 Sekunden, die beiden anderen waren von kürzerer Dauer Fetzen zerissen.

— **London. Ein Erdbeben, das auf** Grund Seismagraph-Ausschlänge fast so gut wie das Beben von Quetia in Indien zu sein scheint, bei dem im Mai 1935 26,000 Personen ums Leben kamen, wurde in hiesigen Obsrervatorien registriert. An manchen Seismagraphen schlugen die Nadeln bis sieben Zoll aus. Das Beben scheint in einer Entfernung von 4,770 Meilen stattgefunden zu haben — augenscheinlich entweder in Zentralasien oder in Westindien.

— **Der gegen Ende letzten Monats** entführte 10jährige Charles Mattson, Sohn des Arztes Dr. W. W. Mattson von Tacoma, Wash., wurde in der Nähe von Everett, Wash., im Schnee liegend tot aufgefunden. Der Körper des toten Knaben zeigt deutlich Spuren grober Mißhandlung. Das abgemagerte Gesicht war mit Blut bedeckt und die Kleider in Fetzen.

— **Washington. Administrationsführer im Kongreß machten** verzweifelte Anstrengungen, um die Ausfuhr von Flugzeugen und Munition nach Spanien zu verhindern. Im Senat ist man sich indessen nicht einig über die Art des Verfahrens, und da die interessierten Exportfirmen alle Anstrengungen machen, um d. Lieferung vor Annahme weiterer Neutralitätsgesetze zu machen, scheinen die Bemühungen der letzteren von Erfolg gekrönt zu sein.

— **Washington. Der öffentliche Gesundheitsdienst** erklärte, daß die gegenwärtig in vielen Teilen der Ver. Staaten herrschende Influenzaepidemie ernst, aber nicht besorgniserregend sei. Die Zahl der Neuerkrankungen nimmt jedoch immer mehr zu und ist in der letzten Woche von 2,088 auf 2,993 gestiegen.

— **Detroit. Streiks und Betriebseinstellungen** ließen die Zahl der arbeitslosen Automobilarbeiter beträchtlich steigen, die Unterbringung von Protesten an den Präsidenten Roosevelt gegen Fortsetzung des Industriekampfes zwischen General Motors und den Vereinigten Automobilarbeitern verursachend.

— **Berlin. Der gewaltige Aufschwung** der deutschen Wirtschaft im Jahre 1936 zeigt sich laut Mitteilung des „Instituts für Konjunkturforschung" darin, daß im ganzen der Höhepunkt des besten Konjunkturjahres 1928 erreicht und teilweise überschritten wurde.

— **Paris. Tausende von Truppen und** große Mengen militärischer Ausstattungen wurden von Frankreich nach Spanien befördert, um die Armeen der Loyalisten aufzupolstern. Dies vollzog sich zu einer Zeit, als Diplomaten in Paris von Nichteinmischungsplänen sprachen und französische Flottenoffiziere über die Ansammlung deutscher Schiffe in spanischen Gewässern sich den Kopf zerbrachen.

— **Toledo, Spanien. Die Truppen der** Linksregierung, die ihre Stellung in den Guadarrama Bergen seit Ausbruch des Bürgerkrieges gehalten haben, wurden von Madrid abgeschnitten, als die Faschisten die Höhen stürmten, welche die El Escorial Straße beherrschen.

Die Faschisten haben schwere Geschütze auf den Höhen aufgestellt, welche die Straße beherrschen, die zu den Guadarrama-Stellungen führt. Nach den Behauptungen der Faschisten-Offiziere sind die Linkstruppen im Gebirge zur Uebergabe gezwungen, weil der Nachschub abgeschnitten ist.

Wie hier behauptet wird, desertieren die Linkssoldaten in zunehmender Zahl. Heftige Kämpfe finden im Brunet-Abschnitt statt. Die Faschisten suchen, ihre Stellungen in den Monte del Pardo, eine frühere königliche Jagdreservation, vorzuschieben.

— **Brüssel. Typisch für die Zustände** in Madrid ist die Ermordung des ersten Sekretärs der belgischen Botschaft in Madrid. Baron Jacques de Borchgrave wurde seit dem 20. Dezember in Madrid vermißt.

Das spanische Außenamt gibt jetzt bekannt, daß Baron Borchgrave am 20. Dezember die Botschaft verließ und nie wieder am Leben gesehen wurde. Am 28. Dezember fand man seine Leiche in einem Grab in Fuecaral, wo sie seit dem 23. Dezember begraben worden war. Ueber die Ermordung des Botschaftssekretärs ist jetzt eine eingehende Untersuchung eingeleitet worden.

Die spanische Regierung hat ihr Bedauern über den Vorfall ausgesprochen und versichert, sie werde ebenfalls eine Untersuchung einleiten.

— Madrid. Der Zivilgouverneur Carlos Rubiera ordnete die vollständige Räumung der Zivilbevölkerung Madrids an, die bereits seit zwei Monaten einer mörderischen Belagerung vom Lande u. aus der Luft standhielt.

Der Räumungsbefehl, dem sich 500,000 halbverhungerte und elende Bewohner der Hauptstadt unterwerfen müssen, wurde verkündet, während ein Nationalisten-Bombenflugzeug über der Stadt flog und sechs Brandbomben abwarf.

Beamte der Verteidigungsjunta bestehen darauf, daß der Erlaß nicht bedeute, daß Madrid in unmittelbarer Gefahr ist, in die Hände der einkreisenden Rebellen unter General Francisco Franco zu fallen, sondern nur als „eine Vorsichtsmaßnahme" getroffen wurde.

Trotz wiederholter Aufrufe durch Zeitungen und Radio von der Volksfrontierung weigerten sich die schreckerfüllten Bewohner von Madrid, nach Städten zu fliehen, die verhältnismäßig sicher sind, obgleich ihre Heime in Trümmern liegen und Mitglieder ihrer Familien in wiederholten Luftangriffen getötet wurden.

Mengen aufgeregter Frauen, viele davon ihre kleinen Kinder tragend, setzten in den Straßen von Barcelona Hungerunruhen in Szene, wie an der Grenze berichtet wird.

Tausende von Frauen in der katalonischen Hauptstadt beteiligten sich an den Krawallen, welche auf der Plaza de la Republica ihren Anfang nahmen u. die sich nach den Hauptquartieren der Generalität und des Provisionskomitees ausbreiteten.

„Wir wollen mehr Brot!" riefen sie. Die Generalität war nicht imstande, genug Brot für Barcelonas Familien zu beschaffen. Die Bevölkerung war durch Zuwanderung von mehr als 500,000 Flüchtlingen aus Gegenden, in denen der Krieg wütet, um mehr als das Doppelte gestiegen.

— London. Die britische Flotte wird die ganze spanische Küste blockieren, wenn sich Deutschland, Italien und Rußland nicht „sofort" bereit erklären, dem Zustrom von Leuten und Waffen nach Spanien Einhalt zu gebieten, wie die Zeitung „Sunday Referee" meldet.

Die Pläne für die Blockade wurden von Premierminister Stanley Baldwin und Außenminister Anthony Eden ausgearbeitet u. vom Kabinett gutgeheißen, nachdem Frankreich sich mit dem „sensationellen Entschlusse einverstanden erklärt hatte, sagt das Blatt.

Die britische Regierung ist entschlossen, jedes Schiff, das sich auf der Fahrt nach Spanien befindet, anzuhalten u. durchzusuchen, unbekümmert um irgend einen Protest, der von Deutschland, Italien oder Rußland erhoben werden mag.

Eden wird während der nächsten paar Tage eine Konferenz der europäischen Mächte in Vorschlag bringen, um ihnen eine letzte Gelegenheit zu geben, dem Prinzip der Neutralität dem spanischen Bürgerkriege gegenüber durch eine wirksame Vereinbarung Geltung zu verschaffen, heißt es in dem Berichte.

Der französische Botschafter, Charles Corbin, sprach im britischen Außenamt vor, um mit Eden, wie es heißt, das Problem der Kooperation zwischen der britischen und der französischen Flotte im Mittelmeer zu besprechen.

— Berlin. Deutschland setzte seine Getreidezölle erheblich herab und zwar rückwirkend ab 1. Januar.

Eine große Mennonitenansiedlung in Montana.

Die mennonitische Ansiedlung in der Fort Peck Reservation von Montana bei Bolt und Lustre, nördlich von den Stationen Wolf Point bis Oswego, ist eine der größten und bedeutendsten in den Nordwestlichen Staaten. Sie umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 25 Meilen nach Osten und Westen und ungefähr 15 Meilen nach Norden und Süden. Viele bekannte Ansiedler wohnten früher in Kansas, Nebraska, Minnesota, Süd-Dakota und Canada.

Das Land ist mehr eben, ganz wenig wellig, fast alles pflügbar. Die Farmen bestehen aus 320 bis 640 Acker oder etwas mehr und die meisten Farmer haben sozusagen alles Land unter Kultur.

Viele von den einzelnen Farmern ziehen jährlich von 8000 bis 10,000 Buschel Weizen. Das Ergebnis ist in guten Jahren größer, aber alle befolgen auch die Praxis, ungefähr die Hälfte ihres Landes jedes Jahr zu Schwarzbrache zu pflügen. In den besten Jahren erzielen sie Erträge von 25 bis 35 Buschel vom Acker, und in den weniger guten Jahren schützt das Schwarzbrachensystem sie vor einer Mißernte, obzwar die Erträge nur gering sind. Es wird auch Futtergetreide wie Hafer, Gerste und Corn gezogen. Alle Farmer halten Kühe, Schweine und haben bedeutende Hühnerzüchtereien.

Es sind gute Gelegenheiten vorhanden auf der mennonitischen Ansiedlung unbearbeitetes oder bearbeitetes Land zu erwerben. Es ist dort auch noch unbebautes Land, welches den Indianern gehört, für einen billigen Preis zu pachten.

Um Einzelheiten und niedrige Rundfahrtpreise wende man sich an

E. C. Leedy,
General Agricultural Development Agent, Dept. R.
Great Northern Railway, — — St. Paul, Minn.

— **Philadelphia.** Die Zeitung „Philadelphia Record" erklärt in einem copyrighted Artikel, daß ein New Jerseyer Staatspolizist, der von Gouverneur Hoffmann mit der Untersuchung des Lindbergh-Falles betraut wurde, $21,650 des vermißten Lösegeldes gefunden habe. Die genannte Zeitung erklärt, daß mit dem Auffinden des Lösegeldes der ganze Fall möglicherweise wieder aufgerollt werden würde.

Ferner behauptet die Zeitung, mit dem Auffinden des Lösegeldes werde Gouverneur Harold Hoffman wahrscheinlich die Namen der Personen bekannt geben, welche tatsächlich die Entführung des Knaben bewerkstelligten.

Gouverneur Hoffman soll der Ueberzeugung sein, daß Hauptmann das Lösegeld nicht „kontrollierte", obwohl $14,600 in seinem Heim gefunden wurden. Hauptmanns Witwe, Frau Anna Hauptmann, soll mit der Untersuchung genau vertraut sein. Kürzlich war sie wiederholt in Trenton, und zwar befand sie sich in Begleitung eines Privatdetektivs und eines New Yorker Anwalts.

— **Paris.** Frankreichs populäre Volksfront-Regierung legte den Streik der Angestellten in den Nahrungsmittelgeschäften mit Gewalt bei. Mobilgardisten vertrieben die Streiker aus den Geschäften und Lagerhäusern, als der für die Räumung der Gebäude festgesetzte Termin abgelaufen war. Die Arbeiter ließen sich an die frische Luft befördern, ohne daß es zu Unruhen kam.

Die Rastlosigkeit unter den Arbeitern hält jedoch an, obwohl die Regierung versprochen hat, die 40 Stunden-Woche sobald wie möglich durchzuführen.

— **Wien.** Aus Innsbruck wird gemeldet, daß Erzherzogerin Maria von Habsburg, eine Enkelin des verstorbenen Kaisers Franz Josef, am 30. Dezember gestorben ist.

— **Berlin.** Wie in den beiden letzten Jahren wird auch 1937 neben der traditionellen alljährlichen Bischofskonferenz in Fulda im Juni eine weitere Konferenz des gesamten deutschen Episkopats am 14. Januar in Fulda beginnen.

— **Berlin.** An amtlicher Stelle wird bestätigt, daß zwei deutsche Kriegsschiffe „provisorisch" zwei spanische Schiffe im Dienste der sozialistischen Regierung vor der spanischen Küste beschlagnahmt haben. Beide Beschlagnahmungen wurden aus Vergeltung für die Kaperung des deutschen Dampfers „Palos" durch die Spanier unternommen, sowie für die Weigerung der baskischen Behörden, die Ladung des genannten deutschen Dampfers und einen seiner Passagiere freizugeben.